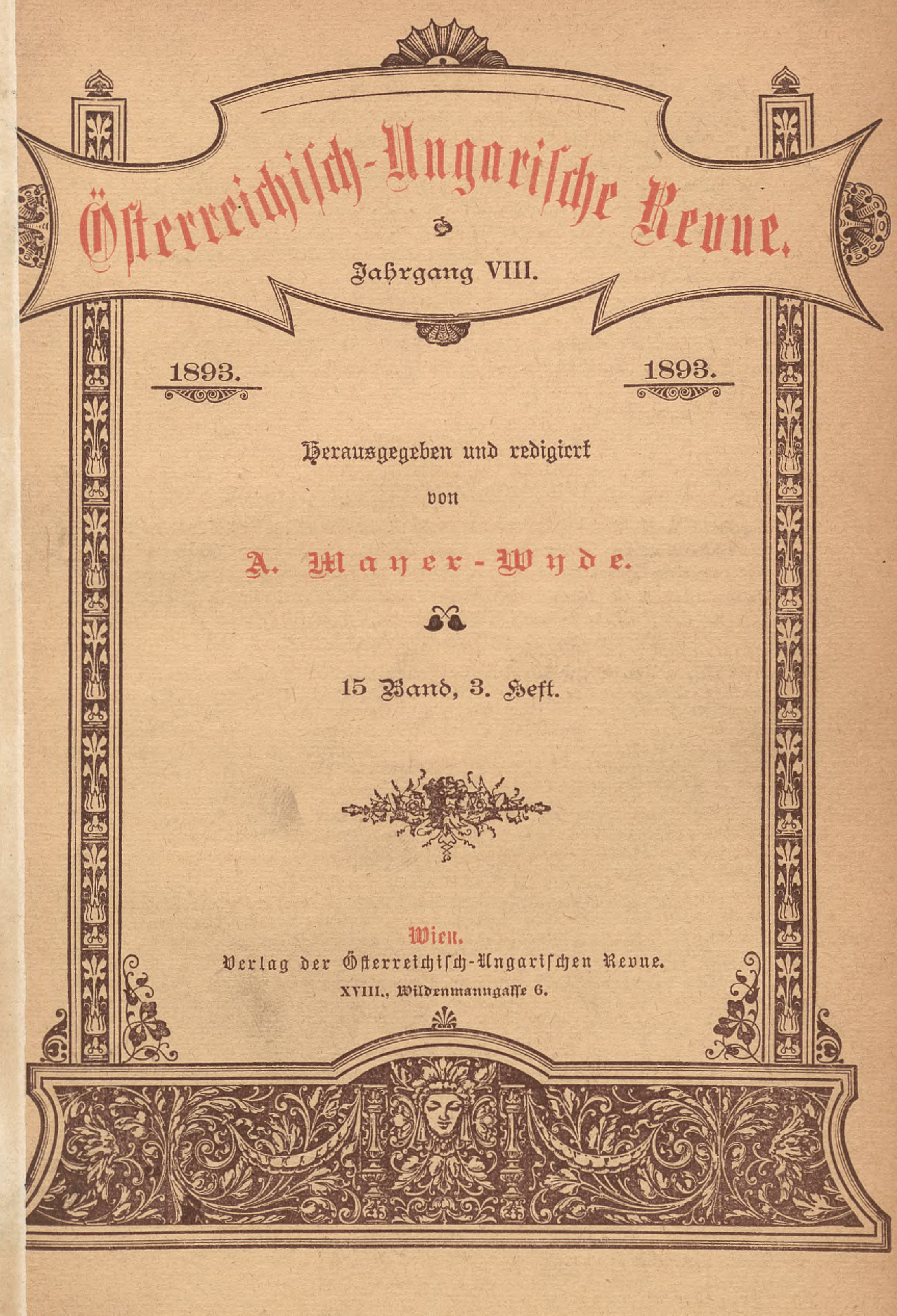


Österreichisch-Ungarische Revue.

Jahrgang VIII.

1893. 1893.

Herausgegeben und redigiert
von

A. Mayer-Wyde.

15 Band, 3. Heft.

Wien.
Verlag der Österreichisch-Ungarischen Revue.
XVIII., Wildenmanngasse 6.

Inhalt.

Seite
Öffentlicher oder Privatunterricht? Von Karl Werner 153
Feldzeugmeister Josef Freiherr von Simbschen (1746 bis 1820) und Österreichs Verhältnis zu Serbien in den Jahren 1805 bis 1811. Von Franz Ilwof 169
Die k. k. Akademie der bildenden Künste. Von Dr. Josef Dernjač (Schluss) 196
Geistiges Leben in Österreich und Ungarn 213
Ein siebenbürgisch-sächsischer Dichter. Von Karl Reissenberger.
Österreichisch-Ungarische Dichterhalle 216
Weihenacht. Von Ambros Mayr. — Gedichte von Jaroslav Vrchlický. Aus dem Czechischen übersetzt von Edmund Grün. Stille Liebe. Myrte und Cypresse. Die Fichte. Nur eine Weile noch. Treppen. Den Sternen. — Kindesbitte. Von Franz Kranewitter. — Martin Brandt. Schauspiel in vier Aufzügen von Stephan Milow. Zweiter Act.



Öffentlicher oder Privatunterricht?

Zur Frage über Mädchenerziehung. Zwei Briefe an eine Dame.

Von **Karl Werner.**

I.

Salzburg.

Verehrte Frau!

Sie fragen mich, ob Sie Ihr Töchterlein lieber in die Schule schicken oder zuhause unterrichten lassen sollen? Man hat Ihnen so viel von den Nachtheilen der öffentlichen Erziehungsanstalten berichtet, dass Sie Scheu tragen, Ihr Kind die Schule besuchen zu lassen? Nun, bekanntlich sind es nicht die schlechtesten Früchte, an denen die Wespen nagen, und selten ist der Teufel so schwarz, als man ihn malt. Wahrscheinlich ist Ihnen auch die moderne Volksschule als recht schwarz hingestellt worden, und ich finde Ihre Zweifel und Ihre Beunruhigung ganz begreiflich. Nun ist es immerhin nothwendig, den Dingen auf den Grund zu sehen, um sich ein richtiges Urtheil bilden und eine Entscheidung treffen zu können. Und wenn ich mir, gestützt auf einige Erfahrung, die ich in meiner Stellung vielleicht leichter als manch anderer machen konnte, erlauben darf, Sie auf Verschiedenes aufmerksam zu machen, so dürfte das möglicherweise dazu beitragen, Ihre Wahl zu erleichtern.

Gestatten Sie mir, ein wenig zurückzugreifen auf jene Zeit, in der das viel geschmähte und angegriffene Reichsvolksschulgesetz noch nicht existierte, in der noch die sogenannte „politische Schulverfassung", die mit Beginn unseres jetzigen Jahrhunderts ins Leben getreten war, alle Macht über den Unterricht und die Erziehung unserer Jugend hatte und gar manche Elemente zufrieden stellte, die heute gegen die Neuerungen scharf ins Feld ziehen. Auch damals bestritten Theoretiker

dem Staate das Recht, sich in die Kindererziehung zu mischen, und stellten den Grundsatz auf, dass dies ein Eingriff in die Rechte der Eltern wäre, die für die richtige geistige und physische Entwicklung ihrer Kinder Gott verantwortlich seien, und man könne höchstens dem Staat nur suppletorisch die Sorge für jene unglücklichen Geschöpfe zugestehen, welche von ihren natürlichen Beschützern vernachlässigt würden. In ähnlicher Weise dürfen nur dann die Eltern ihrer Pflichten gegen die Kinder entbunden werden, wenn sie sich durch Roheit, Grausamkeit, Misshandlung u. dgl. als zum Erziehungsgeschäfte untauglich beweisen. Man mag diesen Anschauungen mehr oder weniger theoretischen Wert beilegen — praktisch sind sie nicht geworden, und der Staat hat sich, mindestens seit den Zeiten Maria Theresias, immer das Recht vindiciert, seines eigenen Bestandes wegen bezüglich der Erziehung der Jugend einen Eingriff in die elterliche Gewalt zu machen und das Recht des Staates zur Heranziehung tüchtiger Bürger dem persönlichen Rechte der Eltern entgegenzusetzen.

Dass ein individuelles Recht einem allgemeinen sich unterordnen müsse, unterliegt wohl keinem Zweifel, und dass auch auf dem Gebiete des Unterrichtes eine solche allgemeine Berechtigung möglich sei, wurde selbst von jenen Ländern nicht geleugnet, die sich diesem Grundsatze gegenüber fast theilnamslos verhielten, wie z. B. England. Es konnte sich nur darum handeln, auf welche Weise und in welcher Ausdehnung der Staat dieses Recht zur Anwendung bringen werde. Und da hat, um nun wieder auf die politische Schulverfassung zurückzukommen, Österreich die Grenzen ziemlich genau abgesteckt und ist den Eltern gegenüber viel drakonischer aufgetreten als das neue Reichsvolksschulgesetz. Es hat nicht nur im § 301 begehrt, „es sollen alle Kinder, Mädchen und Knaben, bemittelte und arme, vom Antritte des sechsten bis zur Vollendung des zwölften Jahres in die Schule gehen," sondern selbst den „Eltern und Vormündern", die ihre Kinder mehr lehren und sie besser unterrichten lassen wollten, als dies in den öffentlichen Schulen geschah, wurde die Wahl der Erzieher und Erzieherinnen nicht freigestellt, sondern an jene Individuen gebunden, welche eine staatliche, aber allerdings meist unzulängliche Approbation erlangt hatten.

Sie werden das vielleicht als eine große Vorsorge des Staates für das Wohl der Kinder betrachten, und es würde vielleicht auch diese Maßregel nicht so sehr den Charakter des Polizeilichen an sich tragen, wenn in der That die Ausbildung der „geprüften" Lehrer

und Lehrerinnen eine Garantie für deren wirkliches Wissen und Können geboten hätte; allein dies war durchaus nicht der Fall, und gerade jene Eltern, die ihren Kindern ein das Maß der gewöhnlichen Schulerziehung übersteigendes vermitteln wollten, konnten mit Personen nicht viel anfangen, welche kaum mehr Kenntnisse besaßen als heutzutage ein besseres Kindsmädchen. Was konnte ihnen auch in einem drei- bis sechsmonatlichen Lehrcurse beigebracht werden? Und wehe, wenn eine noch so gebildete Gouvernante oder ein noch so wohl unterrichteter Hofmeister ohne die vorgeschriebene Prüfung das Erziehungsgeschäft übernommen hätte! Solche Leute wurden nach § 128 als „Winkellehrer abgeschafft und bestraft". Heutzutage geht die Bevormundung seitens des Staates nicht so weit. Wer seine Kinder nicht in die öffentlichen Schulen schicken, sondern zuhause unterrichten lassen will, kann entweder selbst diesen Unterricht ertheilen, ohne einen Befähigungsnachweis dafür liefern zu müssen, oder sein Vertrauen jeder ihm geeignet scheinenden Persönlichkeit schenken. Der Staat vertraut der Bildung und dem Pflichtgefühle der Eltern, dass sie ihre Kinder nicht ohne jene Kenntnisse lassen werden, die man in der Schule fordert, und nur wo ein gegründeter Verdacht vorhanden ist, dass Eltern diese Pflicht vernachlässigen, wird er sich durch eine Prüfung überzeugen und darnach seine Maßregeln treffen.

Wie kommt es nun aber, höre ich Sie fragen, dass gerade in früheren Zeiten fast alle Mädchen aus besseren Häusern trotz diesen Gouvernantenschwierigkeiten nur zuhause erzogen wurden oder in Pensionaten aufwuchsen, während gegenwärtig so viele die öffentlichen Mädchenschulen besuchen?

Das ist leicht erklärlich aus dem Lehrstoffe von ehemals und dem von heutzutage. In der lieben alten Zeit, der gar so viel Gutes nachgerühmt wird, stand es mit der Heranbildung der Jugend nicht nur nicht besser, sondern weit schlechter als jetzt. Selbst der Vorwurf der Entchristlichung, der heute so gerne unserer modernen Schule gemacht wird, kann der früheren Zeit nicht erspart werden. Schreibt doch die Mutter aller Schulbildung in Österreich, die unvergleichliche Kaiserin Maria Theresia, in einem Briefe an ihre Tochter Marie Antoinette von Frankreich unterm 2. Juni 1775 von Schönbrunn aus über einen glücklich unterdrückten kleinen Aufstand in Paris: „J'étais enchantée de tout ce que Vous me dites du maintien du roi et des ordres vis-à-vis du parlament dans cette malheureuse emeute. Je crois comme vous, qu'il y a quelque chose dessous.

Le même langage, que vous me marquez, ont porté aussi nos gens en Bohême, hors que les vôtres étaient pour la cherté du pain, et les nôtres pour les corvées. Ils ont prétendu aussi, qu'il y a une ordonnance, qui les abolissait. En général cet ésprit de mutinerie commence à devenir familier partout, c'est donc la suite de notre siècle éclairé. J'en gemis souvent, mais la dépravation des moeurs, cette indifférence sur tout ce qui a rapport à notre sainte religion, cette dissipation continuelle sont causes de tous ces maux ..." Hören wir hier nicht die Klagen der Unzufriedenen mit unserer Zeit?

Und doch bildete in jenen Tagen gerade die Religion den Mittelpunkt des ganzen Unterrichtes, wie er sich heute ums Lesebuch dreht. Denn von positiven Kenntnissen wurde in den damaligen Schuleinrichtungen den Kindern nicht viel beigebracht. Es war überhaupt die ganze Schulgesetzgebung nicht wie die heutige Hasner'sche von einer idealen Auffassung getragen, sondern sie huldigte einfach dem allergewöhnlichsten Utilitätsprincipe. Es wurde demnach nicht eine allgemeine Bildung, wie sie dem Menschen als existierendem Wesen unbedingt nothwendig ist, angebahnt, sondern es wurden schon für das zarte Alter Unterschiede in der Auswahl der zu lehrenden Gegenstände festgestellt: man wollte das Kind nicht zum selbst denkenden und urtheilenden Menschen, man wollte es höchstens zum bequemen, gefügigen Unterthan erziehen. „Lesen, Schreiben und Rechnen," heißt es im § 28 der Instruction, „sind außer der Religionslehre die einzigen eigentlichen Schullehrgegenstände," deren die Kinder der untersten Schulen „als Mittel zu ihren Zwecken bedürfen, zu denen nur noch eine praktische Anweisung, einige Aufsätze zu machen, hinzukommen darf". Dies letzte Wort „darf" ist für den ganzen Geist der damaligen Schulgesetzgebung charakteristisch, denn wenn auch ein intelligenter Lehrer seinen Schülern mehr Kenntnisse beibringen wollte, so hinderte ihn die bindende Vorschrift an einem so verruchten Unternehmen. „In den Mädchenschulen für gebildete Stände," hieß es im § 30, „muss nebst den für Trivialschulen vorgeschriebenen Gegenständen die deutsche Sprachlehre gelehrt werden, um die Mädchen zur Erlernung fremder Sprachen vorzubereiten." Also nichts von Geographie und Geschichte, nichts von Naturgeschichte und Physik; nur höchstens noch Grammatik als Beigabe zum Lesen, Schreiben und Rechnen!

Was waren aber die sogenannten „gebildeten Stände"? Ja, verehrte Frau, das ist schwer zu sagen! Betrachten wir die wunder-

volle Textierung des § 27: „Kinder der Trivialschulen gehören zu derjenigen nützlichen Classe der Menschen in Städten und auf dem Lande, welche ihren Unterhalt beinahe bloß durch Anstrengung ihrer physischen Kräfte erwerben, entweder durch Hervorbringung oder Bearbeitung oder den ersten Umsatz der Naturproducte." Es gehörten also der gesammte Bauernstand auf dem Lande sowie die Handwerker und Gewerbetreibenden, ja selbst die Kaufleute in den Städten zu dieser „nützlichen Menschenclasse", bei denen der Verstand und somit auch die Ausbildung desselben kaum eine Rolle spielte. Es blieben nach dieser Definition außer dem hohen Adel vom verehrten Publicum allenfalls noch die Beamten, Officiere, Fabrikanten und Großhändler übrig, wenn man strenge vorgehen und dem Wortlaute des Gesetzes folgen wollte. Sie sehen, dass der Kreis für die „höhere Bildung" der Mädchen vom Gesetze ziemlich enge gezogen war, fast so enge als der Kreis von Kenntnissen, der ihnen beigebracht werden durfte. Es schien beinahe, als hätte der Staat eigentlich gar nicht viel Interesse daran, dem weiblichen Geschlechte eine besondere Sorgfalt zuzuwenden. Legen Sie ihm das nicht als Mangel an Galanterie aus, es gieng den Knaben mit ihrem Unterrichtspensum auch nicht viel besser.

Das Bedürfnis zur Erwerbung größerer Kenntnisse aber war in den meisten Schichten der Bevölkerung ein weit höheres als der Wunsch der Regierung, es zu befriedigen. Höchstens die Bauern auf dem Lande mochten mit dem, was ihnen die Schule bot, zufrieden sein; bei der Abhängigkeit von ihren „Herrschaften" und ihrer Bedürfnislosigkeit konnten sie selbst die in der Schule erlangten Kenntnisse nicht verwerten, und wenn die Bauerndirne das mühselig erlernte Lesen, Schreiben und Rechnen beim Austritte aus der Schule wieder vollständig vergaß, so schien das weder dem Herrschaftsverwalter noch den Eltern und am allerwenigsten der zukünftigen Magd sonderlich unangenehm zu sein. Anders stand es freilich mit den Gewerbetreibenden in den Städten. Diese wünschten wohl auch für ihre Mädchen einen etwas besseren Unterricht, als ihn die öffentliche Schule gewährte, und da sie nicht in der materiellen Lage waren, sich Gouvernanten zu halten, so war es ihnen angenehm, ihre Töchter in Privatschulen senden zu können, die auch wie Pilze aus allen Enden und Ecken hervorsprossen.

Diese Privatmädchenschulen waren nun gar verschiedener Art und richteten sich mit ihren Lehrgegenständen häufig nach den Ansprüchen, welche jenes Publicum an sie stellte, das ihnen ihre Kinder

zum Unterrichte übergab. Allerdings standen auch sie unter staatlicher Aufsicht, doch nahm man es damit nicht so genau; man sah darauf, dass die Institutsvorsteherin und die von ihr verwendeten Lehrkräfte geprüft seien, ließ sich auch den Lehrplan vorlegen, zuweilen kam sogar der Schuloberaufseher zur öffentlichen Prüfung, im übrigen aber mochten die Dinge gehen, wie sie wollten. Und — sagen wir es nur offen heraus — meist giengen sie ganz gut. Denn die große Concurrenz, welche diese Anstalten zu bestehen hatten, trieb zu einem Eifer, den vielleicht die Pflicht nicht erzeugt hätte. Je besser der Ruf einer Schule wurde, desto mehr Kinder wurden ihr anvertraut, desto höher stieg der materielle Gewinn. Es konnten bessere Lehrkräfte engagiert, eine größere Anzahl Unterrichtsgegenstände in den Lehrplan aufgenommen, fremde Sprachen, Musik, Tanzen, Literatur, Ästhetik u. s. f. betrieben werden! Aber auch Institute, die sich in bescheideneren Grenzen hielten, wetteiferten miteinander und setzten ihren Ehrgeiz darein, recht viele Schülerinnen zu haben.

Das hatte aber auch seine bedeutenden Nachtheile im Gefolge. Da es sich hauptsächlich um blendende Resultate handelte, so wurde der Unterricht meist mechanisiert. Nicht auf das Verständnis des Gelernten kam es an, sondern auf das gedächtnismäßige Einprägen des Stoffes, und wenn nun bei der Schauprüfung, zu der alle Welt Zutritt hatte, alles glatt wie am Schnürchen herunterrollte und der Vorsitzende zufrieden mit dem Kopfe nickte, auch die fleißigsten Schülerinnen belobte und mit Prämien betheilte — da war alles voll Freude und Entzücken, und der glückliche Jahresschluss bürgte für einen zahlreichen Nachwuchs bei Beginn des nächsten Semesters. Wie sollten sich „Eltern und Vormünder“ nicht freuen über solche pädagogische Erfolge, für welche selbst der obrigkeitliche Vertreter des Unterrichtes Worte der Anerkennung fand? Wer freilich tiefer geforscht und gründlicher untersucht hätte, dem würde das hohle, der Intensität entbehrende Wissen, das bald verflüchtigen musste, vor dieser Institutserziehung wenig Respect eingeflößt haben. Allein mochte auch das Princip fehlerhaft sein, so blieb denn doch immerhin an Wissen so manches Nützliche und fürs Leben Brauchbare hangen. In moralischer Beziehung aber war dieses Vorgehen weniger zu billigen, denn die Kinder gewöhnten sich daran, stets an der Oberfläche haften zu bleiben und nirgends in die Tiefe zu gehen, was Anstrengung gekostet hätte; auch gewöhnten sie sich bald daran, nur für die Prüfung, nicht fürs Leben zu lernen, und auch da mehr aus Eitelkeit als aus Wissens-

drang, endlich konnte die zu wenig strenge Behandlung durch die Lehrkräfte von keinem guten Einflusse auf die Gemüther der Kinder sein. Manche Fehler wurden nicht gerügt, manche Mängel wurden beschönigt, weil die Lehrer sonst den Austritt der Mädchen und somit eine Schmälerung ihres Einkommens fürchten mussten. Auf solche Art mochte der Gewinn an Kenntnissen sehr leicht eine Einbuße in sittlicher Beziehung nach sich ziehen. So sah es vor dem Zustandekommen des Reichsvolksschulgesetzes aus, und wenn ich auf diese Zustände zurückkommen musste, so geschah es, um den Unterschied zwischen einst und jetzt zu zeigen, was ich in meinem nächsten Briefe versuchen werde. Einstweilen gestatten Sie mir, Ihnen meine Verehrung und Hochachtung zu melden!

K. W.

II.

Verehrte Frau!

Sie haben, wie mir gesagt wurde, über meinen letzten Brief einigermaßen die Stirne in Falten gezogen und mir vorgeworfen, ich hätte die Schuleinrichtungen der „guten alten Zeit“ allzusehr Grau in Grau gemalt; Sie wären selbst sowie manche Ihrer Freundinnen in einer der von mir geschilderten Pensionen unterrichtet worden und glaubten, doch nicht gar so oberflächlich geblieben zu sein, wie nach meinen Auseinandersetzungen zu erwarten gewesen wäre. Allein, verzeihen Sie, das beweist noch nichts gegen mich, denn wie auch aus den Knabenschulen und den elend eingerichteten Gymnasien tüchtige Männer hervorgiengen, so konnten wohl auch aus den nicht sehr gut organisierten Mädchenschulen treffliche Frauen ins Leben treten. Es kam ja doch überall auf die Lehrkräfte an, und es wäre traurig, wenn nicht auch bei einem ungenügenden Lehrplane ein gewissenseifriger und verständiger Pädagoge eine respectable Leistung zustande gebracht hätte.

Wenn Sie sich aber heute umsehen — wo sind sie hingekommen, die vielen Pensionate und Mädcheninstitute, welche früher in allen etwas größeren Städten ein mehr oder weniger lucratives Erziehungsgeschäft bildeten? Wie viele von ihnen existieren noch gegenwärtig? Warum sind sie fast mit einemmale so rasch vom Schauplatze verschwunden? Ganz einfach, weil der Staat selbst diese wichtige Angelegenheit mit Sinn und Verständnis in die Hand nahm, und weil die Männer, welche in den Zeiten des politischen Aufschwunges unseres Vaterlandes ihr Wollen und Können für das Beste des Staates ein-

setzten und einsahen, dass an der Wurzel verbessert werden müsse, wenn man gute Früchte gewinnen wolle, weil Männer wie Hasner, Glaser, Beer und Herrmann das neue Gesetz ausarbeiteten, das nunmehr als Grundlage des öffentlichen Unterrichtes in Österreich gelten sollte.

Der Lehrplan der Volksschulen wurde, wie ich bereits in meinem ersten Briefe andeutete, auf eine ganz andere Basis gestellt. Gerade das ideale Moment, welches beim früheren Systeme mit seinem Nützlichkeitsprincipe gar nicht zur Geltung gekommen war, bildete von nun an die Hauptsache, und die Gegner des neuen Reichsvolksschulgesetzes übersehen dieses wichtige Moment entweder absichtlich oder aus Mangel an richtiger Einsicht. Gerade in unserer Zeit, die so sehr zum Materiellen geneigt ist, thut es doppelt noth, die Fahne des Idealismus hoch zu halten. Man klagt, dass die Naturwissenschaften im heutigen Leben der Nationen den geistigen Inhalt desselben zurückdrängen oder gar vernichten, dass die Erfindungen und Entdeckungen der Neuzeit der Entwicklung der höheren Interessen der Menschheit hemmend im Wege stehen — Vorwürfe, die allerdings ungegründet sind — und dennoch zieht man in unbegreiflicher Verblendung gegen ein Erziehungsgesetz zufelde, welches allein geeignet ist, zwischen den widerstreitenden Elementen das Gleichgewicht herzustellen. Darum lautet § 1 dieses neuen Gesetzes vom 14. Mai 1869: „Die Volksschule hat zur Aufgabe, die Kinder sittlich-religiös zu erziehen, deren Geistesthätigkeit zu entwickeln, sie mit den zur weiteren Ausbildung für das Leben erforderlichen Kenntnissen und Fertigkeiten auszustatten und die Grundlage für Heranbildung tüchtiger Menschen und Mitglieder des Gemeinwesens zu schaffen."

Da wird kein Unterschied gemacht zwischen einzelnen Ständen und Classen; es wird keinem Kinde die Quelle verstopft zu höherer Vervollkommnung. Wie die christliche Lehre ein Gemeingut aller Individuen sein muss, so soll auch die Schule für alle die Grundlage zur geistigen Bildung abgeben. Und wie die christliche Religion, welche einst das starre Princip der Staatsbürgerschaft zertrümmerte, der Menschenwürde gerecht wurde und damit jene ideale Richtung einschlug, welche für die Entwicklung des Geschlechtes so heilsam ward, so sollte auch die Schule das Kind in erster Linie, fern von allen Standesunterschieden und etwaigen späteren Lebenszwecken, rein menschlich erziehen und damit für jede weitere Fortbildung Raum schaffen. Dieses ideale Moment der Jugenderziehung, welches mit dem Christen-

thume gewiss in inniger Verbindung steht und auch für alle Andersgläubigen vom reinen Humanitätsstandpunkte aus Toleranz lehrt, kommt nun im neuen Reichsvolksschulgesetze vollauf zur Geltung. Dies ist ja der Sinn der Forderung von der „sittlich-religiösen Erziehung". Hiebei ist natürlich nicht ausgeschlossen, dass auch die Bekenner eines nichtchristlichen Glaubens in denselben Rahmen passen, da jede Religion und jede Moral im tiefinnersten Kerne geistiger Natur ist, und weil ihnen allen höhere Ideen zugrunde liegen.

Mit einer bloß idealen Erziehung aber, wie sie etwa Gustav in Jean Pauls „Unsichtbarer Loge" empfieng, wäre wahrlich nicht viel anzufangen. Sie muss sich auch mit einem realen Inhalt füllen, und diesen kann sie nur aus dem Leben der Gegenwart schöpfen. Je voller, reicher und entwickelter demnach die Zeit ist, je größere Anforderungen sie an den einzelnen stellt, desto gesättigter und concentrierter wird der materielle Theil der Erziehung werden müssen. Die sorgsame Auswahl aus den vorhandenen Wissenszweigen, die wichtige Verbindung der verschiedenen Einzelheiten zu einem nothwendigen Ganzen wird nun die Hauptaufgabe des Pädagogen sein. Es ist nun keine Kleinigkeit, hier das sichere Maß zu finden, aus den unzähligen nützlichen Fächern menschlicher Erkenntnis gerade das auszuwählen, was als unbedingt nothwendig anerkannt werden muss, was nicht eine Überladung der jugendlichen Kräfte, einen bloßen Gedächtniskram und unverdaulichen Wissenswust bildet, sondern reellen geistigen Gewinn und volle Beherrschung des Stoffes bedeutet.

Sie haben gesehen, wie leicht man sich das in den Zeiten der politischen Unmündigkeit machte! Lesen, Schreiben und Rechnen waren nebst der Religion das Umundauf der gesammten pädagogischen Weisheit. Man bedachte wohl kaum, dass die genannten drei Gegenstände noch gar keine Kenntnisse bildeten, sondern nur Mittel waren, sich solche mit der Zeit erwerben zu können. Solange sie bloß Gedächtniswerk sind, haben sie keine Bedeutung. Was nützt es, richtig lesen zu können, wenn man den Sinn des Gelesenen nicht versteht, was nützt es, schreiben zu können, wenn Gedanken fehlen, oder rechnen, wenn man die Operationen nicht anzuwenden weiß? Vor allem also musste die Verstandesthätigkeit geweckt und der Sinn für die Auffassung der Gegenstände der Außenwelt in ihrer Beziehung aufeinander und in ihrem Verhältnisse zueinander erschlossen werden. Man musste den Mittelpunkt zu gewinnen trachten, in welchem alles, was dem Kinde zu wissen nothwendig war, wie in einem Brennpunkte zusammenlief.

Diesen aber bildete das Lesebuch. Sie werden mir sagen, das hatte man früher auch, und in der That ist ja diese Methode nicht neu; es kommt nur immer darauf an, wie dieses Lesebuch eingerichtet ist. Aber auch darauf kommt es an, dass ein vorhandenes Lesebuch auch wirklich gebraucht wird. Und da wurde denn ehemals, wie wir uns auch sehr gut erinnern, namentlich in den Landschulen häufig gesündigt und das Evangelienbuch oder der Katechismus in der Schule statt des Lesebuches verwendet, wodurch höchstens eine Lesefertigkeit, nie aber ein Verständnis für die nothwendigen weltlichen Gegenstände erworben werden konnte.

Der Gewinn aber, der aus dem Lesebuche jener Zeit gezogen werden konnte, war sowohl in sprachlicher als sachlicher Hinsicht mehr als fraglich, und mit Schaudern denke ich noch an die moralischen Erzählungen: „Ulrich naschte gern" oder „Peter aß die Knödel gern" u. dgl. zurück. Mit souveräner Verachtung all der pädagogischen Lehren und Erfahrungen, die seit Amos Comenius maßgebend waren, hatte man dieses Lesebuch zusammengetragen, und es gehörte eine große Geschicklichkeit des Lehrers dazu, mit diesem Hilfsmittel Resultate zu erzielen. Das ist jetzt anders und besser geworden. Durch die Concurrenz der Buchhändler wurde eine Reihe recht guter Bücher hergestellt und mit instructiven Illustrationen versehen, welche aus allen Gebieten des Wissens das Wichtigste vermitteln und die Kinder befähigen, nach dem Austritte aus der Schule mit offenen Augen auf das zu schauen, was sie umgibt, und die richtige Anwendung davon zu machen. Dies gilt ebenso in Sachen des Verstandes als auch des Gemüthes; es wird eine allgemeine Bildung des Geistes und Herzens ermöglicht und bis zu jenem Punkte geführt, bei welchem das praktische Leben beginnt, um im Kampfe ums Dasein zu vollenden, was die Schule mit ihren Anregungen glücklich begann.

Nun werden Sie mir einwenden, dass die Kenntnisse, welche wohl auch in der Dorfschule erworben werden können, und jene allgemeine Bildung, die nach meinen Schilderungen auch auf dem Lande zu erzielen ist, doch für Ihre Tochter zu gering seien, und dass Sie bei Ihrer gesellschaftlichen Stellung denn doch auf einen größeren Wissenskreis Anspruch machen müssen. Und ich kann Ihnen in dieser Ansicht nur rechtgeben. Eines schickt sich nicht für alle, und man braucht kein Verehrer der Erziehung nach Ständen oder Classen zu sein, um nicht einzusehen, dass nicht jeder mit dem Niveau der allgemeinen Bildung, wie sie die einfache Volksschule vermittelt, zufrieden

sein kann. Je verschlungener und verwickelter die Verhältnisse sind, in welche jemand durch seine Geburt, seine Stellung und seinen Beruf kommen kann, desto mehr Kenntnisse muss er zu erwerben trachten, um den Anforderungen, welche die Außenwelt an ihn stellt, gerecht werden zu können. Dies ist in umso höherem Grade bei einem Mädchen der Fall, welches bestimmt ist, dereinst nicht bloß einfach ein Hauswesen zu führen, sondern welches vielleicht einem Manne treu zur Seite stehen, ihn in seinen Bestrebungen nach Kräften unterstützen, mit ihm Freud' und Leid theilen und endlich selbst wieder Kinder erziehen oder mindestens in der Gesellschaft sich bewegen soll.

Auch in dieser Beziehung hat das neue Reichsvolksschulgesetz durch die Errichtung der Bürgerschulen einen Wunsch und ein Bedürfnis befriedigt, für welche die frühere Legislative kein Verständnis hatte. Durch diese Einrichtung wird die allgemeine Bildung erweitert und vervollkommt. Anknüpfend an die in der Volksschule gewonnenen Resultate wird die Anstalt den Schülerinnen, die das Alter von zwölf Jahren erreichten, nun eine Vertiefung des Unterrichtes zutheil werden lassen. Das Lesebuch reicht nicht mehr aus, um die realen Fortschritte der Gegenwart zu einem klareren Bewusstsein zu bringen; es wird nur vorzüglich dem intensiveren Sprachunterrichte dienen, während eigene Lehrbücher den wissenswürdigsten Stoff aus der Geschichte und Geographie, aus der Naturlehre und Naturgeschichte enthalten und die wichtigeren Aufgaben in der Arithmetik und Geometrie für das Leben praktisch vorführen sollen. Zeichnen und Gesang sorgen dafür, dass neben dem Nützlichen und Nothwendigen auch das Schöne gepflegt werde, und hie und da wird auch zur Erlernung einer fremden Sprache sowie eines Musikinstrumentes die Möglichkeit geboten. Sie sehen, verehrte Frau, dass all jene Gegenstände, die auch Sie einst in Ihrem Privatinstitute lernen mussten, weil man dieselben für eine höhere Bildung als unbedingt nothwendig erkannte, heute von staatswegen gelehrt werden, und dass demnach der Staat die Sorge für die Erziehung übernahm, und Sie werden es nun begreiflich finden, dass plötzlich der größte Theil dieser Privatanstalten verschwand, da man natürlich dem Staate mehr Vertrauen schenken konnte als dem einzelnen.

Nach diesen Auseinandersetzungen dürften Sie wohl zugeben, dass in Bezug auf den Lehrplan und die Unterrichtsgegenstände nicht nur kein Rückschritt durch die neuen Mädchenbürgerschulen hervorgerufen, sondern vielleicht sogar ein Fortschritt erzielt worden sei.

Aber, ich weiß, Sie haben noch andere Bedenken gar gewichtiger Art. Da ist vor allem einmal die Frage betreffs der Lehrkräfte. Zu Ihrer Zeit war die Anstalt, an der Sie Ihren Unterricht erhielten, von einer Vorsteherin geleitet, der Unterricht in den einzelnen Gegenständen war gleichfalls Gouvernanten anvertraut, und außer dem Katecheten kam kein männliches Individuum in die Schule, während jetzt sowohl der Director als die Fachlehrer dem männlichen Geschlechte angehören, was Sie, wenn auch gerade nicht für bedenklich, so doch für einigermaßen „shocking" halten. Ich gestehe Ihnen gerne zu, dass sich allerdings Mädchen, namentlich in diesem zarten Alter, leichter an eine Lehrerin anschließen als an einen Lehrer, dass sie vielleicht manchmal ein Anliegen hätten oder einen Rath brauchten, den der Lehrer nicht ertheilen kann; allein erstlich ist selbst bei einem durchaus männlichen Lehrpersonale stets immerhin die Arbeitslehrerin vorhanden, welche in steter Wechselwirkung mit den Kindern ihren Unterricht ertheilt, und dann gewinnen die Gegenstände, welche von männlichen Lehrkräften behandelt werden, in den Augen der jungen Mädchen eine größere Wichtigkeit, als wenn Lehrerinnen sie vornehmen. Mit dieser erhöhten Wichtigkeit, die in einer naiven und unbewussten Eitelkeit der weiblichen Jugend ihren Grund haben mag, steigt aber unwillkürlich das Ansehen der Wissenschaften selbst, und das ist ein bedeutender moralischer Vortheil. Ich will nicht behaupten, dass die Autorität der Lehrer größer sei als die der Lehrerinnen, auch auf das Beherrschen des Stoffes möchte ich mich nicht einlassen, obgleich meist die Kenntnisse der männlichen Lehrkräfte intensiver zu sein pflegen; so viel aber ist gewiss, dass es die Lehrer dem kleinen Publicum gegenüber sowohl bezüglich der Disciplin als auch der Unterrichtserfolge meist leichter haben als Lehrerinnen. Wer Gelegenheit hat, Bürgerschulen beider Art kennen zu lernen — denn es gibt auch solche, an denen nur Lehrerinnen unterrichten, wobei ich namentlich an die Klosterschulen erinnere — wird mir beipflichten.

Es ist also dieser Grund, gegen den Besuch der öffentlichen Schule zu sein, kaum stichhältig. Ein anderes Bedenken haben Sie aber, wie ich zu errathen glaube, in Betreff des Schülerinnenmateriales. Ehemals, wo der Besuch von Privatschulen und Privatinstituten ziemlich theuer kam, besonders wenn ein Kind an allen Unterrichtsgegenständen theilnehmen wollte, da waren die nach der politischen Schulverfassung sogenannten „nützlichen Classen der Menschen in Städten" fast ganz von diesen Anstalten ausgeschlossen, und nur Mädchen aus „besseren

Häusern" fanden sich da zusammen, während jetzt, wo der Unterricht an den öffentlichen Bürgerschulen entweder unentgeltlich oder um sehr geringen Preis ertheilt wird, das Kind des Krämers neben dem des Beamten oder das Mädchen des Handwerkers neben dem des Officiers zu sitzen kommt. Sie, verehrte Frau, sind nun allerdings über Standesvorurtheile zusehr erhaben, als dass Sie gerade daran Anstoß nehmen würden, aber verzeihen Sie! etwas ist Ihnen aus der Zeit Ihrer eigenen Schulerziehung unwillkürlich hangen geblieben: Sie verbinden mit dem Begriffe dieser ehemals auch von der politischen Schulverfassung so schnöde behandelten Kinder immer noch die Empfindung der Ungehörigkeit und müssen sich zwingen, über dieses von Ihrer Überzeugung missbilligte Gefühl Herr zu werden; so tief wirken die moralischen Gebrechen nach, an der die Zeit und die damalige verkehrte Weltanschauung die Schuld trugen. Sie würden es, wenigstens im ersten Augenblicke, ungern sehen, wenn Ihr Töchterlein mit dem Kinde Ihres Hausmeisters Freundschaft schlösse, vielleicht hielten Sie das für einen unpassenden Umgang, nachdem das alte Sprichwort: „Gleich und Gleich gesellt sich gern" nicht ohne Bedeutung sein kann. Verzeihen Sie, wenn ich diese Vermuthung ausspreche, die bei näherer Prüfung doch nicht so ganz unmöglich wäre, weil sie sich gerne hinter anscheinend harmloseren Gedanken versteckt, hinter den Gedanken nämlich, dass mit der Armut Roheit gepaart sein müsse, und dass es Ihnen nicht gleichgiltig sein könne, wenn sich Ihr Kind gemeine Sitten angewöhnen, grobe Ausdrücke gebrauchen und eine ordinäre Denkungsart aneignen würde. Das wäre allerdings ein großer Übelstand, und wenn die Schule daran schuld hätte, müsste man sie unbedingt verurtheilen. Aber ist dies auch der Fall?

In den Lehrstunden kann natürlich nichts vorkommen, was in dieser Beziehung einem Tadel zu unterwerfen wäre, und in den Pausen findet gleichfalls jene Überwachung statt, welche trotz der gewährten Freiheit nothwendig ist, und die auch in den früheren Erziehungsanstalten nicht fehlen durfte; nur sind jetzt die Pausen kürzer und die Aufsicht mindestens ebenso gewissenhaft. Für etwaige Unterhaltungen aber, welche zwischen den Mädchen beim Gang zur Schule und zurück stattfinden, kann doch die letztere nicht verantwortlich gemacht werden, und es wird immerhin gut sein, die Kinder nicht ohne Begleitung Erwachsener diesen Weg machen zu lassen. Ferner ist die Ansicht, als seien Roheit und ungünstigere Lebensverhältnisse Zwillingsschwestern, vollkommen unrichtig. Man findet oft in den untersten Schichten des

Volkes mehr wahre Herzensbildung als bei den vornehmeren Ständen, und wenn es endlich richtig ist, dass die Kinder ärmerer Eltern schlechtere Manieren haben als die aus besseren Häusern, dass also hier eine Gefahr für Vergröberung dessen, was man „schicklich" nennt, stattfinden kann, so dürfte dieser Übelstand durch die häusliche Dressur leicht zu heben sein und steht in gar keinem Verhältnisse zu dem Gewinn, der daraus resultiert, dass sich die Kinder der verschiedensten Stände gegenseitig vertragen lernen, dass sich der vielleicht im Keime vorhandene Hochmuth der einen mit dem ebenso unberechtigten Neide der anderen wechselweise aufhebt und vernichtet. Ebenso vorzüglich ist der Einfluss, den die Schule gerade auf die Töchter der gebildeteren Classen durch die Unparteilichkeit in Bezug auf die Leistungen ausübt. Träge Kinder werden durch den Wetteifer angespornt, unfolgsame durch das Beispiel der übrigen Schülerinnen zum Gehorsam gebracht, in allen aber das Bewusstsein erweckt, dass nur die eigene Kraft, der eigene Fleiß und die eigene Thätigkeit in den Augen der Lehrer und Mitschülerinnen einen Wert haben und jene Freude und Befriedigung hervorrufen, die bei einer häuslichen Erziehung in solchem Maße nicht zu erzielen sind.

Am meisten gegen den Besuch öffentlicher Schulen scheint aber der Umstand zu sprechen, dass die Mütter um die Gesundheit ihrer Kinder besorgt sein müssen, da bei dem Zusammensein so vieler Mädchen sehr leicht Krankheiten vom Hause eingeschleppt und weiter verbreitet werden. Man betrachtet die Schulen ängstlich fast als Seuchenherde und bedenkt nicht, dass in Bezug auf die Hygiene das Möglichste geleistet und auf Dinge gesehen wird, welche bei der Privaterziehung gar nicht berücksichtigt werden. Welch ein Fortschritt in Betreff der Lehrzimmer gegen früher gemacht wurde, ist fast nicht zu beschreiben. Man sehe sich ein Schulhaus, namentlich wenn es für das neue Institut der Bürgerschulen bestimmt ist, in all seinen Theilen an! Große, helle, luftige Zimmer, die im Winter unter genauer Berücksichtigung des Thermometers geheizt, im Sommer durch vernünftig hervorgerufene Ventilation angenehm kühl gehalten werden, nehmen nur eine bestimmte, für den Raum genau berechnete Anzahl Schülerinnen auf, welche nicht wie ehedem in langen, unbequemen und unpassenden Bänken oder auf unzweckmäßigen Stühlen aneinandergepfercht sitzen müssen, sondern die in Subsellien untergebracht sind, welche nach orthopädischen Grundsätzen eingerichtet und dem Körper möglichst angepasst sind. Das ist keine ideale Schilderung, über welche Sie lächeln können, sondern ent-

spricht den Thatsachen und hat den Gegnern der Neuschule die Waffen in die Hand gegeben, gegen sie zufelde zu ziehen und von Schulpalästen zu sprechen, die den Gemeinden ungeheuere Unkosten verursachen und zu übertriebenen Ausgaben verleiten. Allerdings setzten intelligente Städte ihren Stolz darein, für ihre Kinder nicht bloß zweckdienliche, sondern auch schöne Schulhäuser zu erbauen, allein das sind productive Ausgaben, denn wenn in ersterer Hinsicht für die physische Entwicklung der Kinder gesorgt wird, soll in letzterer Beziehung auch das ästhetische Gefühl derselben ausgebildet werden, und es wäre schlimm, wenn man gerade da sparen wollte, wo es sich um die Zukunft derjenigen handelt, welche allen Eltern das Höchste und Theuerste sein sollen.

Wenn nun aber trotz aller Vorsichtsmaßregeln und unter Beobachtung aller für epidemische Krankheiten erflossenen Verordnungen denn doch das Beisammensein vieler Kinder an einem Orte der Gesundheit nicht zuträglich sein sollte, so ist der Einfluss, den hier die Schule ausübt, kaum ein stärkerer, als dies bei anderen Gelegenheiten der Fall ist. Sie würden trotz Ihrer Ängstlichkeit Ihrem Töchterlein den Besuch eines Concertes, eines Theaters oder vielleicht des Circus nicht versagen, und ist's da nicht schlimmer mit der Hygiene bestellt als in der Schule? Und werden nicht auch Kinder, die nicht in die Schule gehen, von herrschenden Epidemien angesteckt? Kurz, selbst dieser den öffentlichen Lehranstalten häufig gemachte Vorwurf ist mindestens übertrieben zu nennen und kann keinen eigentlichen Grund abgeben, ein Kind von dem Besuche dieser Anstalten ferne zu halten, umsomehr, da ja doch die Kinder schon mindestens zehn bis zwölf Jahre alt sein müssen, wenn sie in die Bürgerschule aufgenommen werden, so dass also auch die allzu große Zartheit des Alters keine besonderen Bedenken hervorruft.

Nun hat allerdings der häusliche Unterricht und die häusliche Erziehung auch ihre Vortheile. Schon das eine, dass das Kind nicht aus den Augen der Eltern kommt und die Persönlichkeit der Mutter das gesammte Leben des Mädchens beeinflusst, selbst wenn einer Gouvernante die unmittelbare Leitung und Aufsicht anvertraut wäre, bildet einen höchst wichtigen Factor und behütet das Kind vor manchem Übel, welches durch die rauhe Berührung mit der Außenwelt hervorgerufen werden kann; dann kann der Unterricht ein intensiverer sein, weil er sich nicht an eine Menge von Individuen verschiedener Begabung und problematischen Fleißes zu wenden hat, und es kann

aus ebendiesem Grunde mit größerer Raschheit vorgegangen und dadurch leichter ein Fortschritt erzielt werden, wodurch Zeit für manch andere Dinge gewonnen wird; auch wird ein Mädchen, das sich bloß in den Kreisen der besseren Gesellschaft bewegt, sich in seinen Manieren und in seinem gesellschaftlichen Auftreten rascher zurecht finden als die in einer öffentlichen Schule unterrichtete Tochter.

Wenn man aber diesen mehr äußerlichen als inneren Gewinn dem entgegenhält, dass die geistige Anstrengung der in Privatstunden unterrichteten Zöglinge eine viel stärkere ist, als dies beim Unterricht in der Schule der Fall ist, wo durch die beständige Wiederholung des Stoffes von Seite der Gesammtheit ein zeitweiliges Ausruhen ermöglicht wird, und dass eben darum das Gelernte auch im Gedächtnisse fester haftet und leichter wieder reproduciert werden kann, wenn man weiter bedenkt, dass beim Privatunterrichte alle jene Behelfe und Lehrmittel nahezu gänzlich fehlen, die für die Erlangung und das Verständnis der aufzunehmenden Kenntnisse unbedingt nothwendig sind, z. B. die nothwendigen Experimente in der Naturlehre oder die Bilder und Sammlungen in der Naturgeschichte u. dgl. m., und dass dadurch dieser Privatunterricht nicht bloß schwieriger, sondern sogar fast ungenügend und ohne Vortheil für den Lernenden sich herausstellt, so dürften wohl auch die letzten Bedenken gegen die Zweckmäßigkeit des öffentlichen Unterrichtes und der öffentlichen Erziehung als ungerechtfertigt fallen. Der Staat hat in dem Reichsvolksschulgesetze durch die Anordnung zur Errichtung von Bürgerschulen seine Pflicht der gesammten Bevölkerung gegenüber erfüllt, die Landesgesetzgebungen unterstützten die Regierung in dem ihnen zukommenden Wirkungskreise fast überall mit lebhaftem Interesse, die Städte haben die schweren Geldopfer, welche ihnen hiedurch erwuchsen, nicht gescheut, und die Institutionen zeigen sich nach der kurzen Zeit ihres Bestehens und trotz mancherlei feindlichen Einflüssen und Schwierigkeiten als segensreich in ihren Wirkungen. Dass auch sie Mängel haben, wer könnte es leugnen? Sind sie doch menschliche Einrichtungen! Das eine aber steht fest, dass sich die Bürgerschule auch für Mädchen immer mehr in das richtige Bewusstsein des Volkes hineinleben wird, und dass die Vorurtheile, die sich noch heute an den öffentlichen Unterricht knüpfen, stets mehr und mehr schwinden dürften.

Ich muss es nach dem Gesagten Ihrer eigenen Einsicht, verehrte Frau, überlassen, wie Sie in Bezug auf die Erziehung Ihres Töchterleins verfahren wollen; mir lag nur ob zu zeigen, dass der öffentliche

Unterricht von jetzt auf vollständig anderer Grundlage aufgebaut ist als jener der alten Zeit, und dass die Erfolge, welche die heutige öffentliche Bürgerschule für Mädchen zu erringen imstande ist, größer und besser sind, als jene waren, die man einst in den Privatmädcheninstituten und -pensionen erwerben konnte. Hiebei ist nur zu bedenken, dass die vom Staate so sorgfältig erwogene Erziehung mit dem vierzehnten Lebensjahre des Kindes abschließt, weil dann auf Grund der erlangten allgemeinen Bildung erst die Erziehung für einen bestimmten Beruf oder fürs Leben beginnen kann, für welche wieder andere Lehranstalten und -curse ins Leben gerufen wurden. Da Sie aber dieselben für die weitere Ausbildung Ihrer Tochter nicht zu benützen gedenken, schließe ich hiemit und zeichne mich als Ihr stets bereitwilliger Freund

K. W.



Feldzeugmeister Josef Freiherr von Simbschen (1746 bis 1820) und Österreichs Verhältnis zu Serbien in den Jahren 1805 bis 1811.

Von **Franz Ilwof**.

Graz.

Wie seltsam sind doch der Menschen Schicksale! Das Leben von Tausenden fließt ruhig und friedlich dahin wie ein kleines freundliches Bächlein im Flachlande zwischen Wiese und Wald und gelangt ohne Störung in den Strom, der es mit zahlreichen anderen aufnimmt und dem Ocean zuführt; einzelne unter vielen Tausenden steigen glänzend empor, die schönste Zukunft eröffnet sich ihnen, zu hohen Ehrenstellen und Würden sind sie gelangt — da tritt ihnen das Verhängnis entgegen und stürzt sie, durchaus nicht immer durch eigene Schuld, von der Höhe, die sie erklommen, und wirft sie in den Staub. Das, was der tragische Dichter als Peripetie und Katastrophe in seinen Tragödien walten lässt, tritt öfter als in Dichterwerken im Leben ein, und auch da bewährt sich Goethes Wort: „Greift nur hinein ins volle Menschenleben! Ein jeder lebt's, nicht vielen ist's bekannt, und wo Ihr's packt, da ist's interessant."

Ein solches Menschenleben ist das des Freiherrn Josef Anton von Simbschen, dem es beschieden war, in hohen Ehren zu des Alters Schnee auf seinem Haupte zu gelangen, um als Greis bittersten

Leidens Kelch über sich ergehen lassen zu müssen, bis ihm endlich kurz vor seinem Hinscheiden wieder Gerechtigkeit zutheil wurde.

Simbschens Leben ist aber nicht das eines einfachen Privatmannes, der Kreis seiner amtlichen Thätigkeit erstreckte sich in den Jahren 1807 bis 1810 über ein für die österreichische Monarchie hochwichtiges, innerhalb und außerhalb derselben gelegenes Gebiet; er war Generalcommandierender der slavonischen Grenze, die nur durch, allerdings mächtige, Strombarrièren von Serbien getrennt ist. Dieses kleine Land, das sich von der Donau bis an die Drina, von der Save bis an die Nordabhänge des Balkans erstreckt, war als Nachbar unserer Monarchie und im Machtbereiche derselben gelegen für diese in politischer und in wirtschaftlicher Beziehung von der größten Bedeutung, und selbst jetzt gehört Serbien zu jenen Ländern, welche die österreichische Diplomatie unausgesetzt im Auge zu behalten hat. Aber nicht bloß in der Gegenwart ist dieses Land, sind seine Bewohner belangreich, auch die Vergangenheit des Serbenvolkes mit seinem glänzenden Aufschwunge im Mittelalter, seinem Niedergange infolge der Unterjochung durch die Osmanen und seiner erneuten Erhebung anfangs dieses Jahrhunderts bietet so viel des Interessanten, dass Deutschlands größter Historiker, Leopold von Ranke, ihr schon 1829 ein eigenes Werk widmete, das er durch Fortsetzungen, welche bis zur Ermordung des Woiwoden Michael (1868) reichen, vervollständigte. Und unter den österreichischen Historikern ist Adolf Beer zu nennen, der in seinem Werke „Die orientalische Politik Österreichs seit 1774" (Prag und Leipzig 1883) die Verhältnisse und Wandlungen der Staatskunst des Wiener Hofes Serbien gegenüber eingehend behandelt. Ranke nennt Simbschen gar nicht, Beer kommt nur gelegentlich auf ihn zu sprechen.[1]) Hingegen hat vor kurzem Krones in zwei ebenso gründlichen als inhaltreichen Abhandlungen[2]) nicht nur das Leben Simbschens erzählt, namentlich als der erste die Anklage gegen ihn und den über ihn verhängten Process dargelegt, sondern auch über die Beziehungen Serbiens zu Österreich in der Zeit von 1807 bis 1810 wert-

---

[1]) Im vierten Capitel von S. 202 an.

[2]) „Josef Freiherr von Simbschen und die Stellung Österreichs zur serbischen Frage (1807 bis 1810)." In dem Archiv für österreichische Geschichte, 76. Bd., 1. Hälfte, S. 127 bis 260. — „Feldzeugmeister Josef Freiherr von Simbschen. 1810 bis 1818. Sein kriegsrechtlicher Process und seine Rehabilitierung. Nach ungedruckten Aufzeichnungen." In demselben Archiv, 77. Bd., 1. Hälfte, S. 151 bis 264.

volle Beiträge beigebracht. Die Quellen von Krones' Arbeiten bilden die umfangreiche Selbstvertheidigungsschrift, welche Simbschen nach Verlauf des Processes als Rechtfertigung und als Vermächtnis für die Seinigen niederschrieb, und die bisher unbenützten Acten des Processes selbst.

Beruht die erste größere Hälfte des folgenden Essays auf Ranke, Beer und Krones, so lag für die zweite kleinere Hälfte nur die unten zuzweit genannte Arbeit Krones' vor.

I.

Josef Anton Freiherr von Simbschen, einem siebenbürgischen Adelsgeschlechte entstammend, wurde am 6. October 1746 zu Siebendorf, einer Vorstadt von Bistritz im Nösnerlande Siebenbürgens, geboren, trat 1766, dem Beispiele seines Vaters folgend, der 1763 als Feldmarschallieutenant verstorben war, in das österreichische Heer, wurde um 1778 Hauptmann im Generalstab, vermählte sich 1782 mit Rosalie von Wagner, einer Gutsbesitzerstochter aus dem Egerländchen Böhmens, wurde 1786 Commandant in Zengg und befand sich im Gefolge des Erzherzogs Franz (später Kaiser Franz), als dieser 1786 kurz vor Ausbruch des Türkenkrieges von 1788 bis 1790 das croatische Küstenland bereiste. In diesem Kriege leistete er, da er mit den Verhältnissen der Militärgrenze sich vertraut gemacht hatte und der serbo-croatischen Sprache kundig war, treffliche Dienste, so dass er 1788 Major, 1789 Oberstlieutenant, 1790 Oberst wurde.

Wenige Jahre später und Österreich stand in Deutschland und in Italien in vollem Kampfe gegen die französische Republik; auch in diesem bewährte Simbschen bald seine Tüchtigkeit; er wurde dem damaligen Statthalter der Lombardei, Erzherzog Ferdinand von Modena-Este, zugetheilt, und dieser betraute ihn sogleich mit einer ebenso wichtigen als schwierigen Aufgabe. Der Nationalconvent hatte den französischen Gesandten Hugo Sémonville beauftragt, sich durch die Schweiz nach Venedig zu begeben und von dort zur See nach Constantinopel zu reisen, um die Pforte durch Unterhandlungen und Geschenke zum kriegerischen Vorgehen gegen Österreich zu bewegen und dadurch dessen Kriegführung in Deutschland und Italien zu lähmen. Simbschen und Oberlieutenant (später Feldmarschallieutenant) Richter von Binnenthal begaben sich, als Kaufmann aus Triest und als dessen Handlungsdiener verkleidet, nach Genua, dann in die Schweiz, an den Lago maggiore und an den Lago di Como, zogen

über die Reise des französischen Diplomaten genaue Kunde ein und trafen so gute Veranstaltungen, dass es am 25. Juli 1793 den österreichischen Behörden gelang, den Gesandten Sémonville, dessen Begleiter Hugo Bernhard Maret, bevollmächtigten Minister der französischen Republik beim Könige beider Sicilien, die Madame Sémonville und zehn Bedienstete derselben zu Novate am Lago di Mazzola bei Chiavenna, in der Nähe der österreichischen Grenze, mit ihrer ganzen Habe an Geld, Papieren und Kostbarkeiten gefangen zu nehmen.

In den folgenden Jahren zeichnete sich Simbschen auf dem Kriegsschauplatze in Italien aus, wurde 1796 als Generalmajor zur Armee, die unter Erzherzog Karls Oberbefehl in Deutschland focht, übersetzt, vertheidigte hier die Festung Mainz durch neun Wochen bis zu deren Entsatz (9 September 1796) und erwarb sich in hohem Grade das Vertrauen des kaiserlichen Prinzen, dem er eine Denkschrift über die „Verbesserung des Kriegswesens" überreichte. In der Schlacht von Liptingen-Stockach (25., 26. März 1799) that er sich als Befehlshaber eines selbständigen Corps hervor, machte die Schlacht bei Zürich (9. Juni 1799) mit und unterstützte (September und October 1799) die Russen unter Suworow in ihren Kämpfen in den Urcantonen und in Graubünden. Wie hoch Erzherzog Karl Simbschen hielt, beweist, dass er ihn durch Armeebefehl vom 14. Februar 1800 zum Generalinspector und Director sämmtlicher Vertheidigungsanstalten im Deutschen Reiche ernannte, „um in die verschiedenen, theils bereits bestehenden, theils noch zu errichtenden Landesbewaffnungen das erforderliche System, sowie die nöthige Einheit und Verbindung mit den k. k. Truppen zu bringen." 1801 wurde er zum Feldmarschalllieutenant ernannt, im Kriege von 1805 stand er wieder unter dem Oberbefehl des Erzherzogs Karl in Italien, befehligte in der Schlacht bei Caldiero (29., 30. October) acht Infanterieregimenter und acht Husarenschwadronen, behauptete seine heftig angegriffene Stellung und vollführte aus eigenem Antriebe entscheidende Bewegungen, welche wesentlich zum Siege beitrugen. Die höchste militärische Auszeichnung, der Maria Theresien-Orden, und bald darnach die Ernennung zum Inhaber eines Infanterieregimentes waren der Lohn für die Verdienste, welche er auf dem Schlachtfelde von Caldiero sowie in seiner ganzen bisherigen Dienstleistung erworben. Um dieselbe Zeit erfolgte seine Ernennung zum Divisionär in Croatien mit dem Sitze in Agram, wo er jedoch kaum ein Jahr verweilte, denn schon im Juni 1807 wurde er

zum commandierenden General in Slavonien mit dem Amtssitze in Peterwardein befördert — eine Stellung, ebenso ehrenvoll als schwierig, die ihn aber zu einer furchtbaren Katastrophe führte, der er am wenigsten durch eigene Schuld als durch das Verhängnis der Umstände und Verhältnisse, denen er zum Opfer fiel, erlag. Hier war er der Nachfolger des damals schon 96 Jahre alten Feldzeugmeisters Freiherrn von Geneyne,[1]) der diese Stelle durch sechszehn Jahre bekleidet hatte. Abgesehen davon, dass Simbschen von seinem greisen Vorgänger eine Unzahl von Actenstücken zur Bearbeitung und Erledigung vorfand, lag das Schwierige des neuen Amtes darin, dass er weder mit den Zuständen und Verhältnissen, in deren Mitte er gesetzt wurde, noch mit den Personen, welche ihm als Mitarbeiter zugetheilt und untergeordnet waren, vertraut war, dass er nicht nur das militärisch-politische Commando, sondern auch das Präsidium beim Militärappellationsgerichte zu führen hatte, obwohl er um die Enthebung von dem letzteren gebeten, „da er von der Rechtsgelehrtheit nicht die mindesten Begriffe hätte," dass er zwar dem Hofkriegsrathe unterstand, jedoch auch unmittelbar den Vorständen der Armee und der Grenzverwaltung, den Erzherzogen Karl und Ludwig, ja selbst dem Kaiser Berichte zu erstatten hatte und von diesen Weisungen erhielt, und dass er Serbien gegenüber nicht bloß als Soldat, sondern noch viel mehr als Politiker und Diplomat aufzutreten hatte. War schon das Land, die slavonische Militärgrenze, dem er unmittelbar vorstand, ein Gebiet, in dem es fast Tag für Tag Kriegsrüstungen, Räubereien, Gerichtshändel, Handels- und Contumazschwierigkeiten und anderes aller Art gab, so war seine Stellung Serbien gegenüber noch viel bedenklicher und gefährlicher, denn da sollte Simbschen als gewandter Diplomat auftreten und wirken, „den Serben entgegenkommen, ohne den kaiserlichen Hof in den wachsamen Augen der Pforte und Russlands im geringsten zu compromittieren, den wechselnden politischen Verhältnissen sein Benehmen anpassen, nach bestimmten Weisungen handeln und doch auch nach eigenem Ermessen vorgehen, zwischen den Zeilen lesen, bei jedem Schritt nach vorwärts sich den Weg nach rückwärts offen halten, ein verlässliches Kundschafterwesen möglichst wohlfeil und unauffällig einrichten, den Puls der Volksstimmung in der Nachbarschaft fühlen, dem weitverbreiteten und durch den Serbenaufstand genährten Räuberunwesen steuern und das verwickelte Grenzsperr- und Contumazwesen

---

[1]) Beer schreibt S. 189 und 209: „Geneczyne".

überwachen — ebenso viele Aufgaben als schlüpfrige und holprige Wege, auf denen man leicht ausgleiten und stolpern konnte."[1])

Das alte große Serbenreich war nach der glänzenden Regierung und dem frühen Tode des Czaren Stephan Duschan (1355) rasch in Trümmer gegangen, nach der blutigen Schlacht auf dem Amselfelde (1389) der Herrschaft der Türken verfallen und 1458 dem osmanischen Reiche ganz einverleibt worden.[2]) Der Adel floh zum größten Theile in die Schwarzen Berge, die Türken bemächtigten sich der Städte und Festungen und übten von da ihre Herrschaft aus; das christliche Volk, die Rajah, das weder Waffen noch Pferde besitzen durfte, führte, von Ackerbau und Schweinezucht sich erhaltend, ein geschichtsloses Leben und, gedrückt durch schwere Abgaben und harte Frohnden, ein elendes Dasein unter der Last des türkischen Lehenssystems, so dass man das Los der Serben als das härteste, das die christlichen Völker der Balkanhalbinsel traf, bezeichnen kann. Ein kurzer Lichtblick für sie war die Zeit, als Österreich (1718 bis 1739) im Besitze des nördlichen Theiles des Landes stand. Umso schwerer wurde dann wieder der Druck der Türkenherrschaft gefühlt, besonders seitdem die selbst der Hohen Pforte und dem Großherrn unbotmäßigen Janitscharen zu Anfang des 19. Jahrhunderts sich der Gewalt über Land und Leute in Serbien vollständig bemächtigen wollten. Sie beschlossen, alle Knesen und Kriegshäuptlinge der Serben, die ihnen gefährlich sein könnten, auszurotten. Im Februar 1804 schritten sie zu diesem grauenvollen Werke, jeder von den Dahis (Führern der Janitscharen) in seinem Landesantheile. Sobald sie selbst oder ihre Schergen in ein Dorf kamen, giengen ihnen die Einwohner wie gewöhnlich entgegen, um Lebensmittel zu bringen oder die Pferde zu besorgen. Da wurden die Unglücklichen ergriffen: nicht bloß Knesen und Kmeten — wer immer durch Kriegsthaten oder Beredsamkeit hervorragte oder als reich galt, jeder wurde getödtet. Der erste, der fiel, war der Knes Stanoje von Begalitza, ihm folgten Mark Tscharapitsch, Stephan von Seoke, Theophan von Draschje, Janko Gagitsch von Boletsch, Matthias von Kragujewaz, Elias Birtschanin, Peter von Ressawa, Raiza von Sabrdje und viele andere — wer wollte sie alle nennen? Auch die Priester wurden nicht geschont; der Archimandrit Ruwim vom Kloster Bogowadja und

[1]) Krones, „Simbschen, 1807 bis 1810", S. 19.

[2]) Ranke, „Serbien und die Türkei im 19. Jahrhundert". Sämmtliche Werke, Bd. 43 und 44, S. 1 bis 145.

Alexa Nenadowitsch fielen unter den Streichen der Janitscharen. Entsetzen herrschte im ganzen Lande. Man wusste nicht, wer zum Tode bestimmt sei; der Ärmste fürchtete für sein Leben, da das Gerücht gieng, die ganze Bevölkerung solle ausgerottet werden. In den Dörfern giengen nur Greise und Kinder den Türken entgegen, die Männer flohen in die Berge, in die Schlupfwinkel der Heiducken (Räuber).

Gegenüber diesen entsetzlichen Gewaltthaten und Grausamkeiten gab es nur ein Mittel: die einmüthige Erhebung des ganzen Volkes. Und diese erfolgte auch. Drei Männer stellten sich an die Spitze desselben: Kara Georg (der schwarze Georg, Georg Petrowitsch), Janko Katitsch und Wasso Tscharapitsch. Kara Georg war Heiducke gewesen und galt als einer der angesehensten, unternehmendsten und reichsten Männer im Lande. Er wurde von den Seinen zum Führer ausgerufen; „Commandant Serbie" nannte er sich auf seinem Siegel, später führte er den Namen „Werchowni woschd (oberster Anführer)". Hunderte von Serben sammelten sich um ihn, und als die Eilboten das Land durchzogen mit der Aufforderung, „wer eine Flinte tragen könne, solle zu einem bewaffneten Haufen stoßen, Weiber und Kinder in die Verhaue der Wälder und Berge bringen," geschah das, und aus den Hunderten wurden Tausende. Bald war das offene Land von den Janitscharen gereinigt, auch die kleineren Städte fielen den Serben in die Hände, nur noch in den festen Plätzen hielten sich die Dahis; doch solange diese namentlich Belgrad in ihren Händen hatten, war an eine Befreiung vom harten Joche nicht zu denken. Da wandten sich die Serben in ihrer Noth an den Commandanten der österreichischen Militärgrenze, Feldzeugmeister Geneyne, und an Stratomirović, den Patriarchen von Carlowitz, und baten um Hilfe und Unterstützung. Diese beriefen sich aber auf das freundschaftliche Verhältnis Österreichs zur Pforte, wonach sie den Aufständischen in Serbien nicht beispringen könnten. Hingegen sandten die Serben in Österreich ihren Stammesgenossen südlich der Donau und Save Geld, Munition und Lebensmittel, und mehrere k. k. Officiere serbischer Nationalität traten in Kara Georgs Dienst. Da kam den Serben Hilfe von Constantinopel. Dort betrachtete man die Janitscharen schon längst als ein gefährliches Element im osmanischen Staatswesen; ohne Wissen und gegen den Willen der Hohen Pforte hatten sie sich der Gewalt in Serbien bemächtigen wollen, und so ertheilte der Großwesir dem Wesir von Bosnien, Bekir Pascha, den Befehl, in Serbien einzurücken, die

Dahis zu entfernen und die Ruhe herzustellen.[1]) Dieser vollzog den Befehl, und die Dahis flohen nach der Inselfestung Ada-Kaleh, wo sie Milenko, ein Waffengenosse Kara Georgs, überfiel und niedermetzeln ließ. Die Serben waren ihre ärgsten Bedränger los. Doch was nun? Sollten sie in ihr altes Verhältnis, darin die Türken die Herren, die Rajahs die Knechte waren, zurückkehren? Das hoffte man in Constantinopel, in Serbien aber hatte das Volk sich in heldenmüthiger Erhebung der Janitscharen entledigt, der Gedanke, sich ganz von der türkischen Herrschaft zu befreien, drängte sich wie von selbst auf, und die Sieger standen noch unter Waffen. Zugleich dämmerte die Erkenntnis, dass die Lösung von der noch immer bedeutenden Macht des Großherrn dem dieser gegenüber doch kleinen Volke der Serben kaum gelingen könne, und rief den Gedanken hervor, eine christliche Macht um Vermittlung anzurufen. Aber welche? Österreich oder Russland? Unter des Kaisers von Österreich Schutz wohnten viele Serben, die Nachkommen derer, die vor der Tyrannei der Türken über Donau und Save sich geflüchtet, Österreich hatte vor nicht allzu langer Zeit (1718 bis 1739) einen Theil des Serbenlandes beherrscht, hatte im letzten Kriege (1788) den Serben Waffen zum Kampfe gegen ihre Erbfeinde gegeben, und noch lebten viele, die Josef II. gehuldigt und unter ihm gekämpft hatten. Aber Österreich hatte Serbien niemals zu behaupten vermocht, hatte es 1739 sowie 1788 wieder den Türken überliefert, und eben jetzt war es im Kriege gegen Frankreich, auf den Kriegsschauplätzen in Deutschland und in Italien so schwer in Anspruch genommen, dass es an seiner Südgrenze kaum nachhaltig auftreten konnte. Hingegen stand Russland den Südslaven durch den gemeinsamen Glauben nahe, und kurz vorher war es ihm gelungen, bei der Hohen Pforte für die Moldau und Wallachei günstige Lebensbedingungen zu erreichen; Freiheit der Religion und ein erträgliches Maß von Abgaben waren den beiden Fürstenthümern von der Pforte in mehrfachen Conventionen mit Russland zugestanden worden, und durch den Hattischerif vom 23. October 1802 hatte die Pforte versprochen, die Fürsten jener beiden Länder nicht ohne Zustimmung Russlands abzusetzen und keine Türken, außer handeltreibende, dorthin kommen zu lassen. Dies gab den Ausschlag; die Serben wandten sich an Russland, schickten (August 1804) drei Abgeordnete nach Petersburg, welche im Februar 1805

---

[1]) Daher nennt Kallay, „Geschichte der Serben" (aus dem Ungarischen von Schwicker, Budapest 1878), I, S. 333, die Erhebung der Serben gegen die Janitscharen den „loyalen Aufstand".

zurückkehrten mit der Weisung, die Serben sollten ihre Anliegen in Constantinopel vorbringen, Russland werde sie unterstützen. So sehen wir bei Serbiens Befreiungskampf schon von Anfang an das Eingreifen der Gegensätze der benachbarten Mächte. „Es ist ohne Zweifel das Land, wo die Interessen von Russland und Österreich einander am schärfsten entgegenstehen.“ [1]) Durch diesen allerdings noch sehr zweifelhaften Rückhalt in Petersburg wuchs das Selbstvertrauen der Serben, und als im April 1805 ihre Führer in Pežani bei Ostružnica zusammenkamen, traten sie schon mit bestimmten Forderungen an die Türken heran. Belgrad, das noch eine türkische Besatzung hatte, sollte geräumt, dem Lande eine ganz neue politische Organisation gegeben werden mit einem vom Volke gewählten Hauptknesen an der Spitze und zwölf ebensolchen Oberknesen in jeder Nahia; die bisher üblichen Abgaben wollten sie auch fürderhin dem Sultan entrichten. Dadurch würde Serbien factisch selbständig und von der Pforte nahezu unabhängig geworden sein. Inzwischen setzten die Serben die Angriffe gegen die südlichen Festungen, in denen sich noch die Dahis hielten, mit Erfolg fort. Die Entscheidung aber lag in Constantinopel. Dorthin waren die Abgeordneten der Serben gegangen und legten der Pforte die Beschlüsse, welche in der Versammlung bei Ostružnica gefasst worden waren, vor; Selim III. lehnte sie ab und befahl, das aufständische Land mit Waffengewalt zu unterwerfen. Es ließ sich nicht mehr sagen, der Großherr halte es mit der Rajah, welche die wider ihn selbst unbotmäßigen Janitscharen in Serbien niedergeworfen hatte: ein osmanisches Heer stand an den Grenzen des Landes, um es wieder ganz der Herrschaft der Türken zu unterwerfen. Aus der Erhebung gegen die Dahis kam es zum Kriege gegen den Sultan. Noch gegen Ende des Jahres 1805 griffen die Serben, welche das Land innehatten, die Türken, welche im Besitze der Festungen waren, allenthalben und erfolgreich an, so dass selbst Belgrad und Uschize, Serbiens namhaftesten festen Plätze, jenen in die Hände fielen. Nun rückte aber ein großes Türkenheer unter Ibrahim Paschas Führung heran. Jetzt zeigte sich Kara Georgs Heldenmuth und Feldherrngabe; er siegte August 1806 glänzend bei Schabacz, auch die anderen Serbenführer fochten erfolgreich in zahlreichen Gefechten, so dass Ende 1807 die Türken aus dem Paschalik Belgrad verjagt waren, die Rajah, frei geworden und bewaffnet, das Land und die Festungen innehatte und das alte Ver-

[1]) Ranke a. a. O. S. 332.

hältnis der Unterthänigkeit, das seit Jahrhunderten bestanden, thatsächlich gelöst war. Das freigewordene Land und Volk bedurfte aber einer Regierung; lag bisher alle Gewalt in der Hand des gewaltigen Naturmenschen Kara Georg, so bildete sich Ende 1805 ein Senat (Sowiet) aus zwölf Mitgliedern nach der Zahl der Bezirke mit Kara Georg an der Spitze, der nicht allein als Vorkämpfer gegen die Türken, sondern auch als Begründer einer umfassenden nationalen Gewalt, als Haupt der Nation angesehen wurde.

Wie verhielt sich Österreich zu dieser an seinen Südgrenzen brennend gewordenen Frage? Der neue Minister des Äußern, Graf Stadion, war für die stricteste Neutralität; aber er gab doch dem kaiserlichen Internuntius in Constantinopel die Weisung, dahin zu wirken, dass es zu einem friedlichen Ausgleiche zwischen den Serben und der Hohen Pforte gelange, er wollte die Serben weder preisgeben noch sie in ihrem Vertrauen zu dem Wiener Hofe für immer erschüttern. Darum wurde gestattet, dass größere Haufen von Serben, wenn sie unbewaffnet kämen oder ihre Waffen an der Grenze niederlegten, Aufnahme in Österreich fänden, und der Patriarch Stratomirović schrieb, höchst wahrscheinlich mit Zustimmung des Wiener Hofes, an die serbischen Häuptlinge, sie möchten nicht vergessen, dass der Sultan ihr Oberherr sei und es bis auf weiteres bleiben werde, die Serben sollten die Türken schonen, mit den österreichischen Grenzofficieren das beste Einvernehmen pflegen, einträchtig und dem Oberanführer Kara Georg treu ergeben bleiben. Hingegen wurde den Serben die dringende Bitte um Zufuhr von Lebensmitteln aus Ungarn mit Rücksicht auf die Neutralität verweigert. Günstig für die Serben war der eben damals ausgebrochene Krieg zwischen Russland und der Pforte, infolge dessen ein kleines russisches Corps ihnen zuhilfe gesandt wurde. So öffnete sich dem Petersburger Hofe ein Weg, sich offen in die serbischen Angelegenheiten einzumengen, während das neutrale Österreich aus Rücksicht auf Frankreich, die Pforte und Russland sich jedem entschiedenen Eingreifen fern halten musste. Die Serben selbst zerfielen im Hinblick auf ihre politische Zukunft in drei Parteien: die eine, mit Kara Georg an der Spitze, hoffte auf Unterstützung von Österreich und arbeitete darauf hin, die andere träumte von einem selbständigen großserbischen Reiche, wie es im 14. Jahrhunderte bestanden, und die dritte, die Russophilen, erstrebte den Anschluss an das sprach- und glaubensverwandte Czarenreich. Die letztere erhielt eine mächtige Förderung dadurch, dass Russland nach Belgrad

als Generalconsul den Staatsrath Constantin Rodofinikin sandte mit dem Auftrage, die Serben der Theilnahme Russlands zu versichern sowie ihnen die Überzeugung beizubringen, dass sie nur von Russland Schutz zu erhoffen hätten.

Dies waren die verwickelten und schwierigen Verhältnisse in Serbien selbst und für Österreich als dessen Nachbar an einer langen Grenze, als Simbschen das slavonische Generalat übernahm mit dem Auftrage, mit den Serben in Verbindung zu treten, sie Österreich geneigt zu machen und, wenn möglich, die Besetzung Belgrads durch die kaiserlichen Truppen zu erwirken; bei diesen Unterhandlungen sollte jedoch Simbschen keinesfalls die Initiative ergreifen und Vorschläge machen, sondern die Angelegenheit derart einleiten, dass die Serben selbst auf den Gedanken verfielen, worauf er nur seine Bereitwilligkeit zu erklären hätte, in Wien Mittheilung machen zu wollen, so dass der Wiener Hof dadurch in keiner Weise compromittiert würde.[1]) Simbschen sandte alsbald (März 1808) eine Vertrauensperson, den Semliner Kaufmann Milosch Uroševic, nach Belgrad, einerseits um die Anschläge des russischen Consuls Rodofinikin auszukundschaften, andererseits um mit den Führern des serbischen Volkes zu verhandeln; am 5. April hatte Simbschen selbst mit Kara Georg in der verfallenen Tschartake (Wachthaus) Mertvastracha an der Save eine Unterredung. Dieser hob die Anhänglichkeit der Serben an Österreich hervor; umso betrübender sei es gewesen, dass Kaiser Franz sie auf Anrathen des ungarischen Landtages (1807) verlassen, der Grausamkeit der Türken preisgegeben und jede Zufuhr aus seinem Grenzgebiete untersagt habe. Deshalb hätten sie sich an Russland gewandt und von dieser Macht Geld, Munition und Kriegshilfe erhalten. Aber weder Russland noch Frankreich könnten ihnen helfen, die Serben müssten dem Hungertode verfallen, wenn die Grenzsperre von Österreich herüber fortbestehe und es unmöglich sei, Lebensmittel, Waffen und Schießbedarf einzuführen; er, der Senat und die Häupter des Volkes seien der Überzeugung, dass bei der gegenwärtigen Spannung zwischen Russland und Frankreich den Serben kein anderer Ausweg bleibe, als sich unter den Schutz des Kaisers von Österreich zu begeben. Simbschen, als der illyrischen Sprache mächtig, werde von den Serben als Freund ihrer Nation betrachtet, und deshalb vertraue er ihm die Wünsche des Volkes

---

[1]) Erzherzog Karl an Simbschen, Wien, 18. Februar 1808 (Beer a. a. O. S. 790 bis 793).

an und bäte ihn, sie zur Verwirklichung zu bringen. Die Serben wünschten nicht bloß Schützlinge des Kaisers zu werden, sondern die Einverleibung ihres Landes in Österreich. Jedoch dürfe Serbien niemals zu Ungarn geschlagen werden, sondern solle als Militärgrenze oder nach deutschen Gesetzen verwaltet werden, unabhängig vom ungarischen Mautwesen bleiben, keiner geistlichen Bevormundung seines eigenen Kirchenthums ausgesetzt, bloß vom Kaiser beherrscht und von militärischen Vorstehern verwaltet werden. Auf diese scheinbar verlockenden Anträge Kara Georgs konnten die österreichischen Staatsmänner nicht eingehen, denn hinter diesen stand nicht ganz Serbien und ihre Annahme hätte nicht nur die Pforte, sondern auch Russland und Frankreich zu Feinden Österreichs gemacht. Um jedoch die Serben in guter Stimmung zu erhalten, wurde Simbschen ermächtigt,[1] ihnen durch Private Getreide und Mehl in kleinen Quantitäten gegen Bezahlung zukommen zu lassen, jedoch ohne dass die diesseitigen Behörden davon amtlich Kenntnis nähmen. Mehr könne man für die Serben jetzt nicht thun, jeder weitere Schritt sei von der Überlieferung des Unterpfandes Belgrad abhängig, doch möge er sie jetzt schon versichern, dass Serbien mit Ungarn nie vereinigt, noch je nach ungarischen Gesetzen regiert werden solle. Wenn es jedoch dazu komme, Belgrad wirklich zu besetzen, insbesondere um einer anderen Macht darin zuvorzukommen, dann möge Simbschen dieses Verlangen der Serben erfüllen, ohne weiter in Wien nachzufragen. — Diese ersten Verhandlungen mit Kara Georg blieben ganz resultatlos, denn sie wurden von einzelnen Vertrauensmännern desselben an Radofinikin verrathen und dieser bewog ihn und den serbischen Senat, am 30. Mai 1808 ein vom russischen Consul verfasstes Absageschreiben an Simbschen zu richten, aus dem sich ergibt, dass auch der oberste serbische Anführer dem russischen Einflusse und der im Lande immer stärker werdenden russophilen Partei nachzugeben sich gezwungen sah und sich vorderhand von Österreich ganz zurückzog. Außerdem gelang es Radofinikin, wichtige Schriftstücke der Unterhändler Simbschens, des Hačič und des Uroševič, an Kara Georg gerichtet, zu erlangen; diese Schreiben theilte der russische Botschafter in Wien, Fürst Kurakin, dem Minister Stadion mit, der sich darauf beschränkte, zu erklären, er wisse von dem allen nichts und bezweifle die Richtigkeit der Angaben und die Echtheit der Briefe. Simbschen

[1]) Erzherzog Karl an Simbschen, Wien, 14. April 1808 (Beer a. a. O. S. 797 bis 798).

erhielt vom Erzherzog Karl einen gelinden Verweis ob der misslungenen Unterhandlungen und zugleich den Auftrag, den verschärften Cordon an der Grenze, durch welchen die Einfuhr von Lebensmitteln nach Serbien erschwert oder ganz hintangehalten werden sollte, wieder aufzuheben, keine gewaltsamen Maßregeln gegen die Serben eintreten zu lassen und die unbesonnenen Unterhändler Hačič und Uroševič zu entlassen.[1]) Sollten sich die Serben noch in irgendeiner Sache an ihn wenden, so habe er sich ohne Rücksicht auf das bisher Vorgefallene mit jener Mäßigung zu verhalten, welche jetzt allein am Platze wäre. Simbschen rechtfertigte sich diesen Vorwürfen gegenüber damit, dass er an dem Scheitern der Pläne, an der üblen Wendung der Dinge nicht Schuld trage, er habe im Geiste seiner Aufträge gehandelt, und bat um bestimmte Weisungen in Betreff der Getreide- und Salzausfuhr nach Serbien. Dieses Ansuchen wurde damit erledigt, dass die Erweiterung oder Einschränkung dieser Einfuhr nach Serbien seinem Ermessen überlassen sei, das eine sowie das andere habe sich nach dem Verhalten der Serben zu richten und bleibe seiner Beurtheilung und Verfügung überlassen. — Was die Besetzung von Belgrad betrifft, so erklärte Stadion dem Kaiser, erst dann, wenn Russland versuchen sollte, sich dieser Stadt oder Orsowas zu bemächtigen, sei zu erwägen, ob die österreichischen Befehlshaber an der Grenze ihnen nicht zuvorkommen sollten, um die Besetzung der festen Plätze durch russische Truppen zugunsten der sonst gefährdeten Grenze zu vereiteln, da, wenn einmal die Russen von Belgrad und Orsowa Besitz ergriffen hätten, es schwer sein würde, sie daraus zu entfernen.

Das Jahr 1808 hatte sonach mit einem Misserfolg der diplomatischen Action mit den Serben geschlossen; deshalb blieb der Verkehr Simbschens mit Kara Georg unterbrochen. Nachdem aber die Serben (Juni 1809) von den Türken bei Nisch eine Schlappe erlitten, nahm Kara Georg die Verhandlungen mit dem österreichischen General wieder auf: er bittet um die Fortdauer des Wohlwollens Simbschens, preist die väterliche Liebe des Kaiserhofes und verspricht ewige Dankbarkeit des Serbenvolkes; er versichert, dass er und seine Serben an den Unruhen, welche unter den Bewohnern der Militärgrenze ausgebrochen, keinen Antheil hätten, und schreibt, dass, wenn jetzt infolge des Krieges Österreichs mit Napoleon das Grenzgebiet

---

[1]) Erzherzog Karl an Simbschen, Wien, 8. und 10. Juni 1808 (Beer a. a. O. S. 798 bis 800).

ganz von Truppen entblößt würde, man der Serben sicher sein könne, als wenn es diesseits und jenseits nur einen Herrscher gäbe. Als Simbschen von der Wiederaufnahme der Verhandlungen mit Kara Georg dem Hofkriegsrathe Bericht erstattete, billigte dieser das Vorgehen des Generals (24. Juli 1809) und schrieb ihm, es sei die gewöhnliche Taktik der Serben, sich in jeglicher Bedrängnis mit Vermittlungs- und Unterwerfungsanträgen bei dem österreichischen Hofe einzufinden, ohne jedoch damit Ernst zu machen, ja vielmehr um dies zur Trübung des Verhältnisses zu Russland und zur Pforte zu missbrauchen. Simbschen habe daher ganz recht gethan, nicht früher auf die serbischen Anträge einzugehen, bis nicht Kara Georg sich darüber des näheren und zwar mündlich geäußert; man müsse also zuwarten. Dennoch möge sich Simbschen vor Augen halten, dass es dem Hause Österreich nicht gleichgiltig sein könne, ob Serbien unter russischer oder türkischer Oberherrschaft stehe, und dass die Ausbreitung der ersteren Macht an der österreichischen Grenze und die Vervielfältigung der Berührungspunkte in jeder Hinsicht als ein für das diesseitige Staatsinteresse höchst nachtheiliges Ereignis angesehen werden müsse. Simbschen möge daher die Beziehungen mit den Serben weiter pflegen, sie nicht suchen, aber ihnen auch nicht ausweichen und gegebenenfalls auf einer schriftlichen bindenden Zusage bestehen, damit es Kara Georg unmöglich werde, seine Schritte in der Folge wieder abzuleugnen oder auf eine Österreich nachtheilige Weise zu entstellen. Die Ausfuhr von Salz, Getreide und Mehl solle auch fernerhin gestattet, jedoch ganz unauffällig betrieben werden.

Kara Georgs Anerbietungen an Simbschen, der inzwischen zum Feldzeugmeister vorgerückt war, entsprangen keineswegs seiner Liebe zu Österreich; sein Ziel war die Befreiung Serbiens vom Türkenjoche und die Herrschaft über das Land; außerdem hatte die österreichische Politik vor lauter Rücksichten und Besorgnissen noch nie einen herzhaften Anlauf genommen, entscheidend für Serbien einzugreifen, jene Pläne zu realisieren, welche gerade hundert Jahre vorher Eugen von Savoyen entworfen und zu verwirklichen begonnen hatte: die Reichsmacht im Süden der Donau und Save vorzuschieben, Serbien zu schirmen und festzuhalten; Russland war darin, dass es bereits ein Hilfscorps den Serben zugesandt, zuvorgekommen. Aber Österreich war doch ein, wenn auch zögernder, doch wohlwollender Nachbar, lieferte hie und da Lebensmittel und Kriegsbedarf, und man durfte es mit ihm nicht verderben. Für Kara Georgs

Führerrolle und Herrschaftsgelüste bot Österreich einen Rückhalt, während die Russophilen unter seinen Landsleuten ihm abgeneigt waren. Daher richtete er neuerdings eine Zuschrift an Simbschen, Serbien in den Schutz Österreichs aufzunehmen; er sei bereit, die Festungen Belgrad, Semendria und Schabacz zur Besetzung an die österreichischen Truppen auszuliefern, und wünsche nur, dass der Wiener Hof bei der Hohen Pforte einen Waffenstillstand für Serbien auswirke. Simbschen unterbreitete diese Anträge der allerhöchsten Entschließung. Die Antwort ließ lange auf sich warten, denn Österreich befand sich in der letzten Periode des großen Krieges (1809) gegen Napoleon, und erst nach Abschluss des für Österreich so unheilvollen Friedens von Schönbrunn erhielt Simbschen von Metternich, der inzwischen ans Staatsruder gelangt war, die Antwort, der kaiserliche Hof könne vorderhand nur die Wiederaufnahme seiner diplomatischen Action bei der Pforte zugunsten einer Annäherung zwischen beiden Theilen auf einer billigen Grundlage versprechen.[1]) Dennoch setzte Simbschen die Unterhandlungen mit Kara Georg fort, hatte am 28. December 1809 eine persönliche Besprechung mit diesem und mit dem serbischen Senate, deren Ergebnis der Entwurf eines Ausgleiches zwischen Serben und Türken war, den Österreich bei der Hohen Pforte vermitteln sollte. Die wichtigsten Punkte desselben waren folgende: der Kaiser von Österreich wird als Schutzherr der Serben anerkannt, sie erhalten allgemeine Amnestie von der Pforte, sind derselben als Vasallen zu keinem anderen Dienste verpflichtet als zur Entrichtung bestimmter Abgaben, zwischen Serben und Türken in Serbien sind die Grenzen genau festzustellen, in Belgrad solle ein österreichischer Consul, in Wien ein Vertreter der serbischen Nation seinen Sitz haben, ein Friedenscongress zur definitiven Festsetzung des zukünftigen Verhältnisses Serbiens zur Hohen Pforte solle in einem Orte der kaiserlichen Staaten zusammentreten, und einstweilen möge der Kaiser einen Waffenstillstand vermitteln, welcher ohne sein Vorwissen weder gebrochen noch verlängert werden dürfe. Diese Forderungen der Serben widersprachen principiell der Anschauung der Pforte in Betreff ihres Vasallenlandes, fanden auch bei Metternich eine sehr ungünstige Aufnahme und wurden in Wien zwar nicht direct abgelehnt, jedoch aus Convenienz gegen die Hohe Pforte als wie nicht bestehend betrachtet. „Diese

---

[1]) Vortrag Metternichs an den Kaiser vom 10. October 1809 und Allerhöchste Entschließung über denselben (bei Beer a. a. O. S. 800 bis 802).

unfruchtbare Politik der Neutralität und des Allerweltfreundseinwollens, begehrlicher Zurückhaltung und halber Entschließungen wurzelte allerdings in dem conservativen Principe und Rechtsgefühle des Kaisers, in der begreiflichen Scheu vor neuen Verwicklungen und Gefahren und entsprach auch den schwer geschädigten Machtverhältnissen des Staates, der Ängstlichkeit der Kronräthe — aber sie konnte bei den Serben, denen man die eine Hand winkend, die andere abwehrend entgegenhielt, keinen günstigen Eindruck machen und trug ihre schlechten Früchte, denn sie leitete das Wasser auf Russlands Mühle."[1] Der Einfluss dieses Staates wuchs im folgenden Jahre 1810, während sich Simbschen strenge in der ihm vorgeschriebenen Neutralität hielt, da der Wiener Hof sich jeder directen Theilnahme an dem serbisch-türkischen Friedenswerke entschlagen zu wollen erklärte. Dennoch wurden die Verhandlungen mit den Serben fortgesetzt, eine serbische Abordnung begab sich nach Wien, um mit Metternich direct über die Besetzung Belgrads durch kaiserliche Truppen zu verhandeln, welche die Serben sich sogar erbaten, und welche umso nöthiger gewesen wäre, als die Russen, welche in den Donaufürstenthümern standen, hierzu bereits Anstalten trafen. Der Wiener Hof wagte aber keinen entscheidenden Schritt, es sei noch zu früh, mit den Russen zu brechen, lautete dessen Antwort, mit der Besetzung Belgrads müsse man lavieren, doch sei Österreich bereit, einen Waffenstillstand zwischen der Pforte und den Serben zu vermitteln, diese möchten eine Friedensunterhandlung einleiten und in die Länge ziehen. Simbschen erhielt vom Kaiser den Befehl, die serbische Nation mit allem, dessen sie zum Unterhalte bedürfe, zu versehen und mit Kara Georg ein freundschaftliches Verhältnis zu unterhalten, überhaupt sei das Möglichste zu thun, die Serben nicht in die Hände der Russen fallen zu lassen. Zu einem unmittelbaren Eingreifen entschloss sich aber der Wiener Hof noch immer nicht; er gieng von der Ansicht aus, dass die gegenwärtigen Conjuncturen es keineswegs gestatteten, durch die Besitznahme fester Plätze Serbiens weitaussehende Verwicklungen herbeizuführen, daher habe Simbschen sich bloß auf die aufmerksame Beobachtung der Vorgänge in Serbien zu beschränken, alles zu vermeiden, was mit den freundschaftlichen Verhältnissen Österreichs zur Pforte unvereinbarlich wäre, und sonach auch alle Truppenbewegungen an der Grenze zu

[1] Krones, „Simbschen, 1807 bis 1810", S. 75.

unterlassen, die den Serben oder Russen auffallen oder zu Missdeutungen Anlass geben könnten.[1])

Da der Krieg zwischen Russland und der Türkei günstig für jenes sich gestaltete und die Besetzung Belgrads durch die Truppen des Czaren sich voraussehen ließ, wurde Simbschen beauftragt, über die Bewegungen der kriegführenden Theile möglichst genaue und verlässliche Kundschaftsberichte einzuziehen; weiters wurde er angewiesen, mit Kara Georg oder mit einigen anderen Österreich geneigten Führern sich zu besprechen und ihnen darzulegen, dass der österreichische Hof nichts sehnlicher wünsche als die Herstellung des Friedens zwischen der Pforte und Serbien — die erste Bedingung hierzu wäre die Einstellung der Feindseligkeiten und die Trennung der serbischen Krieger von dem russischen Heere. Dieser ministeriellen Depesche vom 4. September 1810 lag eine Weisung Bellegardes, des Präsidenten des Hofkriegsrathes, bei, welche den Feldzeugmeister nicht nur höchst überraschen, sondern ihn auch tief kränken musste: es wurde ihm darin vorgeworfen, dass seine eigenen Berichte und die von ihm eingeschickten Kundschafternachrichten oft den thatsächlichen Ergebnissen nicht entsprächen.

Simbschen lud, um den Auftrag des Hofkriegsrathes zu erfüllen, Kara Georg zu einer Besprechung in Semlin ein; dieser erschien nicht selbst, sondern sandte seinen Secretär Jeftić; daraus und aus dem Gange der Verhandlungen ergab sich, dass Kara Georg sich von Österreich abgewandt habe, weil der Wiener Hof durch sein stetes Hinhalten, durch sein Beobachten und Zuwarten, durch die mehrfachen vergeblichen Vermittlungsversuche bei der Pforte, durch die Vermeidung jedes energischen Schrittes zugunsten der Serben sich des Zutrauens dieser vollständig verlustig gemacht hatte. Simbschen berichtete Metternich über diesen Misserfolg seiner Politik — damit war aber zugleich Simbschens Stellung erschüttert, und sein Sturz folgte in kurzem. Ein von Graz, den 24. October 1810 datiertes Handschreiben des Kaisers enthob Simbschen von dem Peterwardeiner Generalcommando, bezeichnete den Feldzeugmeister Hiller als seinen Nachfolger und befahl jenem, nach Wien zu kommen, wo ihm der Kaiser seine weitere Willensmeinung kundgeben werde. Hiller übernahm Mitte November 1810 sein neues Amt, gieng ungesäumt nach

---

[1]) Vorträge Metternichs an den Kaiser vom 3. Februar und 4. April 1810 und Allerhöchste Entschließungen des letzteren (bei Beer a. a. O. S. 803 bis 809)

Semlin, um mit Kara Georg zu unterhandeln, und wartete dort auf diesen drei Tage; Kara Georg kam jedoch nicht, er entschuldigte sich mit Krankheit, aber selbst im Falle seiner Gesundheit würde er sich in Semlin in keine weiteren Unterhandlungen haben einlassen können, weil sich die serbische Nation bereits in den Schutz Russlands begeben habe. „In dieser Eröffnung und in der Besetzung Belgrads durch die Russen (Februar 1811) lag der beste Beweis, dass die Zuwartungspolitik Österreichs nicht im Rechte war, jedenfalls weniger als der gute Wille Simbschens, seinem Staate den Weg nach Serbien offen zu halten." [1])

II.

Am 2. December 1810 traf Simbschen in Wien ein und meldete sich bei dem Hofkriegsrathspräsidenten Graf Bellegarde, welcher ihm mittheilte, dass der Kaiser ihn mit der Hälfte seines Gehaltes in den einstweiligen Ruhestand versetzt habe, ließ ihm sodann eröffnen, dass sich gegen seine Amtsführung in Peterwardein schwere Anklagen vorbereiten, und dass er von achtbaren und ehrenwerten Persönlichkeiten des Hofkriegsrathes großer und schwerer Verbrechen, die an Hochverrath grenzen, beschuldigt werde; der Kaiser habe schon zur Zeit, als Simbschen noch das slavonische Generalat innehatte, in mehreren ihm übertragenen politischen Verhandlungen sein unzweckmäßiges Verfahren zu missbilligen und anzuordnen befunden, dass Simbschen über jene Verhandlungen eine umständliche Rechtfertigung dem Präsidium des Hofkriegsrathes zukommen lasse, die dem Kaiser vorzulegen sei. Der erste Fall, der Simbschen zur Last gelegt wurde, betrifft den Temesvarer Kaufmann Mangyarlia; dieser wollte 200.000 Centner Salz nach Serbien ausführen, Simbschen verweigerte ihm hiefür den Ausfuhrpass, und als Mangyarlia ihn mit 12.000 Ducaten bestechen wollte, wies er ihm die Thür. Der schlaue Kaufmann wusste aber in Wien seine Angelegenheit zu fördern, und Simbschen erhielt die Weisung, jenem die Ausfuhrpässe auszufertigen. Jetzt ergieng an Simbschen die Aufforderung, sich zu rechtfertigen, warum er die Pässe ursprünglich verweigert habe; er that dies in seiner Verantwortung vom 12. März 1811, in welcher er auf den bedenklichen Charakter des Mangyarlia hinwies und ausführte, dass durch dieses Privatgeschäft dem Ärar ein Gewinn von zwei Millionen Gulden entgangen sei. Gleichzeitig wurde eine Untersuchungscommission zusammen-

---

[1]) Krones, „Simbschen, 1807 bis 1810", S. 102.

gestellt, welche unter dem Vorsitze des Hofrathes Ockell stand und nach Arad entsandt wurde, um dort über die gesammte Amtsführung Simbschens Erhebungen zu pflegen. Da war die Gelegenheit gegeben, Anklagen, Verdächtigungen und Denunciationen gegen Simbschen vorzubringen, und die große Schar von Verleumdern und Denuncianten, welche sich durch des Feldzeugmeisters Amtsführung mit Recht oder Unrecht für benachtheiligt hielten, säumte damit nicht. Die Commission bemächtigte sich zuerst des Hofsecretärs Kissics, der Simbschens rechte Hand in allen Kanzleiangelegenheiten gewesen, und zog ihn in Untersuchung. Bevor Simbschen hiervon erfuhr, schrieb er durch den General Grammont einen ausführlichen Brief an Kissics, in dem er sich vollkommen wahrheitsgetreu, aber sehr bitter beklagte über die gegen ihn verhängte Untersuchung und namentlich über das übelwollende und parteiische Verfahren des Hofrathes Ockell. Dieser Brief fiel in die Hand der Untersuchungscommission und verschlimmerte in hohem Grade Simbschens Sache. Durch seine über Weisung des Hofkriegsrathes in der Nacht vom 5. auf den 6. August 1812 erfolgte Verhaftung bekam er das in bitterster Weise zu fühlen.[1]) Er wurde anfänglich in einem elenden Arreste in Lerchenfeld untergebracht und von da in Uniform, ohne Degen, zu Fuß den weiten Weg bis in die Herrengasse in der inneren Stadt zum Verhör escortiert, wobei zahllose Neugierige ihn begleiteten. In Wien verbreitete sich das Gerücht, er sei Türke geworden und habe die kaiserlichen Erbstaaten an die Türken verkaufen wollen, andere nannten ihn den serbischen Rebellenkönig, man sprach von seiner Hinrichtung und stritt, ob diese öffentlich auf dem Glacis oder beim heimlichen Gerichte im Landhause stattfinden werde.

Das erste Kriegsgericht, welches zur Untersuchung des Falles Simbschen zusammengesetzt wurde, bestand aus dem Feldmarschall

---

[1]) Wurzbach in seinem reichhaltigen und sonst sehr zuverlässigen „Biographischen Lexikon des österreichischen Kaiserstaates" (34. Bd., S. 309 bis 312) weiß von Simbschens Wirksamkeit als Commandierender in Peterwardein sowie von dem Processe gegen ihn gar nichts, lässt ihn 1809 und 1810 Präsident des allgemeinen Militär-Appellationsgerichtes in Wien sein, was er nie war, und 1810 in Ruhestand treten. Auch Hirtenfeld, „Der Militär-Maria-Theresien-Orden und seine Mitglieder", Wien 1857, S. 784 bis 786, den Wurzbach als Quelle benützte, erwähnt nichts von dem Generalcommando Simbschens in Slavonien und von dem Processe. Die „Allgemeine deutsche Biographie" enthält keinen Artikel über Simbschen, obwohl sie vielen anderen, weniger bedeutenden Persönlichkeiten Lebensschilderungen widmet.

Wenzel Graf Colloredo, dem Feldzeugmeister Freiherrn von Lindenau, dem Feldmarschalllieutenant von Walthör und dem Auditor Gavenda. Von diesen wurde er nur verhört, es erfolgte kein Urtheilsspruch. Nach länger als einem Jahre, erst im December 1813, wurde ein zweites Kriegsgericht bestellt, welches das ordentliche kriegsrechtliche Verfahren einzuleiten, das Urtheil zu sprechen und dieses durch das Armee-Appellationsgericht dem Hofkriegsrathe vorzulegen hatte. Es bestand aus dem Feldzeugmeister Wenzel Graf Kaunitz als Vorsitzenden, sechs Generalen und sechs Stabsofficieren. Sämmtliche Mitglieder mussten einen besonderen Eid leisten, dass sie von all dem, was ihnen in Hinsicht der serbischen Angelegenheiten aus diesem Anlasse bekannt werden würde, durchaus nichts und niemals verlautbaren wollen. Die Anklagen, welche gegen Simbschen erhoben wurden, lassen sich in folgende Punkte zusammenfassen: 1. Missbrauch der Amtsgewalt; 2. Mitschuld an der betrügerischen Schädigung des türkischen Ärars um 26.000 Piaster; 3. verdächtige Vermehrung des eigenen Vermögens während seiner Amtsführung in Slavonien; 4. pflichtwidriges Verhalten zu den aufständischen Serben durch Versorgung derselben mit Schießbedarf und durch die eigenmächtige Auslieferung des Miloje Petrovič; 5. der Briefwechsel mit Kissics und das Schreiben an General Grammont und Nichtübergabe von Acten an Feldzeugmeister von Hiller.

Was den ersten Punkt, Missbrauch der Amtsgewalt durch Begünstigung einer Reihe von Persönlichkeiten mittelst Ausfuhrpässen, Benachtheiligung anderer, denen solche verweigert wurden, betrifft, so handelt es sich vornehmlich um Kauf-, Gewerbs- und Fuhrleute, Schiffer und Bürger in der slavonischen Grenze, deren sich Simbschen als Kundschafter bedienen musste, und die durch die Ausstellung von Ausfuhrpässen für ihre mühevollen, oft gefährlichen Dienste entlohnt wurden; den größten Theil dieser Anklage, insbesondere die Beschuldigung, dass Simbschen sich bei einem solchen Ausfuhrgeschäfte mit einem Gewinste von 16.000 Gulden betheiligt habe, ließ der Untersuchungsrichter Gavenda bald fallen, ebenso die Anklage in Betreff der Verweigerung solcher Ausfuhrpässe. Simbschen sei, schreibt Gavenda, „weder geständig noch überwiesen, Begünstigungen und Theilnahme an Defraudationen des Ärars begangen zu haben, ebensowenig der Passverweigerung an obgenannte Personen.“ . . . Es sei, „wenn nicht ganz gerechtfertigt, doch wenigstens als solches ohneweiters anzunehmen, nachdem die jeweilige Lage des Herrn Feldzeugmeisters

mit den hierorts unbekannten politischen Conjuncturen zu combinieren, zu beurtheilen und hiernach zu bestimmen schlechterdings unmöglich ist, dass nur diesem oder jenem, nur zu dieser oder jener Zeit, dann nur auf diese oder jene Art, öfters oder nur einmal und auch nur auf diese oder jene Artikel der Pass zu geben war, oder aber der Herr Feldzeugmeister selbst sich hierbei so und nicht anders hätte benehmen sollen."[1]) Nur in Bezug einiger weniger Personen hielt Gavenda die Anklage aufrecht, dass Simbschen diese durch Gewährung von Ausfuhrpässen vorsätzlich begünstigt, dadurch willkürlich gehandelt und sich des Missbrauches der Amtsgewalt schuldig gemacht habe. Aber auch diese waren, wie der Angeklagte nachweist, durchaus Händler und Lieferanten, und da gerade solche Personen am leichtesten und unauffälligsten zu Kundschafterdiensten verwendet werden konnten, so mussten sie durch Handelslicenzen und Ausfuhrpässe entlohnt werden, Begünstigungen, welche begreiflicherweise bei Berufsgenossen und Concurrenten Missgunst, Neid und wohl auch den Antrieb zu rachsüchtiger Verleumdung hervorriefen. Aus solchen Kreisen stammten die Angebereien, erwuchs die Anklage — sie entbehrte daher jeder Begründung. Simbschen wies nach, dass seine Handlungsweise bei der Ausstellung von Salzpässen durchaus nicht eigenmächtig und schrankenlos gewesen sei, da nach dem Ausweise der Peterwardeiner Acten während seines vierjährigen Commandos nicht mehr als 6000 Centner Salz und zwar gegen Anmeldung bei der ungarischen Hofkammer durch acht bis zehn Vertrauensmänner nach Serbien ausgeführt wurden.

Zu den gewichtigsten Anklagepunkten im Processe gehört Simbschens angebliche Mitschuld an der betrügerischen Schädigung des türkischen Ärars um 26.600 Piaster durch die Semliner Handelsleute Diamandi, Nagya und Batoglič bei Gelegenheit des Verkaufes von Getreide an den Pascha von Belgrad. Simbschen erwiderte auf diese Anklage, dass er die Angelegenheit von seinem Amtsvorgänger, Feldzeugmeister Geneyne, überkommen, den richtigen Sachverhalt wegen Mangels an Voracten nicht gekannt, Geneyne ihm Aufschlüsse zu geben verweigert habe, dass die ganze Sache in den Händen des maßgebenden Referenten, Hofsecretärs Kissics, gelegen sei und dieser keine Einwendungen erhoben habe. Der Fall sei auch dem Hofkriegsrathe bekannt gewesen, der pensionierte Feldzeugmeister Geneyne sei dieserhalben nicht zur Rechenschaft gezogen worden, und der Inter-

[1]) Krones, „Simbschen, 1810 bis 1818", S. 37 bis 38.

nuntius bei der Pforte, Freiherr von Stürmer, habe die zweifelhafte Forderung trotz der Einsprache der Pforte bis zu ihrem Austrage betrieben. So musste die Anklage selbst zugeben, die Zuschriften Stürmers und die Weisungen des Hofkriegsrathes hätten Simbschen von Hause aus irregeführt.

Auch das Vermögen des Feldzeugmeisters wurde von dem Ankläger einer strafgerichtlichen Kritik unterzogen; es betrug nicht mehr als etwas über 30.000 Gulden, eine Summe, die ihre Entstehung sehr wohl aus dem Heiratsgute der Gattin und aus kleinen Ersparnissen während seiner schon sechsundvierzigjährigen Dienstzeit finden konnte, so dass der Ankläger über den bloßen Verdacht, Simbschen habe während der Amtsführung in Slavonien sich auf unrechtmäßige Weise bereichert, nicht hinwegkommen konnte und zugestehen musste, der Angeklagte sei in der Lage gewesen, sich ein so bescheidenes Vermögen zu erwerben und zwar rechtlich zusammenzusparen. Aber mehr als jeder andere Punkt der Anklage zeigt dieser von der Animosität und von dem absichtlichen Misswollen, mit welchen der Process gegen Simbschen geführt wurde.

Ein weiterer Klagepunkt war, dass Simbschen, entgegen den Allerhöchsten Weisungen und den Erlässen der vorgesetzten Behörden, Pulver, Blei, Kugeln, Eisen, Munition, Waffen, Zelte und Trommeln aus den k. k. Ärarialmagazinen nach Serbien auszuführen begünstigt, ja selbst die Ausfuhr veranlasst habe. Er verantwortete sich in dieser Frage damit, dass ihm in einer kaiserlichen Weisung die Befugnis ertheilt worden, die Serben mit allem, was sie zu ihrem Lebensunterhalt und zu ihrer Vertheidigung benöthigten, zu versehen, und dass er in einem anderen Erlasse die Geneigtheit der Wiener Regierung erblicken zu dürfen glaubte, dass den Serben die Erwerbung von Kriegsmaterial in unauffälliger Weise erleichtert werde; und als im Frühling 1810 die Unterhandlungen mit Serbien sich besonders günstig gestalteten und der Wiener Hof die Beziehungen zu diesem Lande und die Bewahrung Belgrads vor der Besetzung durch Russland wünschte, habe er auf Grund eines Cabinetsbefehles, wonach er das Gesuch um Pulver nicht geradezu abschlagen, sondern auf gute Art, ohne die Serben abwendig zu machen, ablehnen sollte, sich für berechtigt gehalten, Munitionslieferungen auf privatem Wege zu gestatten. „Das war und blieb allerdings ein heikler Punkt, eine Klippe, deren Umschiffung Simbschen, dem zum Diplomaten keineswegs geborenen Militär, nicht gelang und auch einem befähigteren

Militärdiplomaten schwerlich gelungen wäre."[1]) Die Anklage hielt an der Schuld vorschriftswidrigen Handelns zähe fest. „Nirgends tritt das politische Moment in der Aufgabe Simbschens in einen so unerfreulichen Gegensatz zu den Voraussetzungen des militärischen Strafgerichtes als gerade hier, und nirgends stehen diese in einem so entschiedenen Widerspruche zu unserer Anschauung von dem, was Simbschen sollte und wollte, als in diesem Falle."[2])

Der für Simbschen bedenklichste Fall in der gegen ihn gerichteten Anklage war die auf seinen Befehl erfolgte Auslieferung des Miloje Petrovič an Kara Georg. Seit der von jenem gegen die Türken verlorenen Schlacht bei Nisch war Kara Georg Milojes heftigster Feind und soll ihm den Tod zugeschworen haben. Miloje Petrovič hielt sich daher lange in Serbien verborgen, bis ihm die Flucht nach Österreich gelang. Er erschien am 26. Februar 1810 in Semlin mit der Bitte um Aufnahme und Ansiedlung auf österreichischem Boden. Kara Georg forderte auf Grund der Reciprocität die Auslieferung desselben, weil er mit Räubern in Verbindung gestanden und Oberhaupt aller Räuber sei. Da Miloje vorgab, große und wichtige Dinge vor dem Kaiser oder wenigstens vor Simbschen eröffnen zu wollen, so wurde er nach Peterwardein zum Verhöre gebracht. Hier wusste er nichts anderes zu sagen, als dass Kara Georg mit dem russischen Staatsrathe Rodofinikin im Einverständnisse sei und Simbschen mit seinen Anerbietungen zugunsten Österreichs belogen und betrogen habe. Miloje wurde am 12. April 1810 an Kara Georg ausgeliefert und am 15. auf dessen Befehl in Schabacz hingerichtet. Unmittelbar nachdem dies geschehen, erhielt Simbschen einen Präsidialbefehl des Hofkriegsrathes, dem Kara Georg in Hinsicht der Auslieferung Milojes eine hinhaltende Antwort zu geben und den Gefangenen nach Temesvar zu schaffen. Simbschen rechtfertigte die rasche That damit, dass Miloje kein serbisches Oberhaupt, sondern der Anführer von Räuberbanden gewesen sei, die zu Becskerek und an anderen Orten des Banates 70.000 Gulden geraubt hätten, und dass er zuletzt noch versucht habe, in Serbien einen Aufstand gegen Kara Georg zu erregen. Die Anklage hielt an der Eigenmächtigkeit Simbschens in Bezug auf die Auslieferung und an dem Umstande fest, dass Miloje dem Kaiser wichtige

[1]) Krones, „Simbschen, 1810 bis 1818", S. 67.

[2]) Krones, ebenda.

Enthüllungen zu machen bereit gewesen wäre. Wenn man aber die anrüchige Vergangenheit Milojes, seine verdächtigen Verbindungen mit den Gegnern Simbschens in Semlin, die Nichtigkeit der Aussage über die angeblichen Staatsgeheimnisse bedenkt und andererseits die dringende Aufforderung Kara Georgs, Miloje auszuliefern, berücksichtigt, so kann man Simbschens Vorgehen voreilig und unvorsichtig, nimmermehr aber verbrecherisch und strafwürdig bezeichnen.

Auf Grundlage dieser Anklage stellte der Stabsauditor Gavenda den Antrag, General-Feldzeugmeister Freiherr Josef von Simbschen sei der Feldzeugmeisters- und Regimentsinhabers-Stelle zu entsetzen, des militärischen Maria Theresien-Ordens sammt der damit verbundenen Ordenspension für verlustig zu erklären und mit vierjährigem Festungsarrest zu bestrafen.

Dieser mehr als drakonische Strafantrag wurde vom Kriegsgericht als zu weit gehend erkannt; es erklärte am 15. Jänner 1814, dass Simbschen keinerlei böse Absicht imputiert werden könne, und verurtheilte ihn zu einjährigem Profoßenarrest, vorbehaltlich des Begnadigungs- und Milderungsrechtes desjenigen, dem solches zustehe. Simbschen erklärte, sich dem gerechten Urtheile seiner dreizehn Kriegskameraden unterwerfen zu wollen. Damit war aber dieser unglückselige Process noch nicht zu Ende. Das Urtheil des Kriegsgerichtes wurde dem Hofkriegsrathe vorgelegt; dieser scheint vornehmlich aus Gegnern Simbschens bestanden zu haben, denn er schloss sich fast ganz den Anträgen des Stabsauditors Gavenda an und erkannte, dass der Angeklagte der Feldzeugmeisters- und Regimentsinhabers-Stelle simpliciter entsetzt, des Maria Theresien-Ordens und der damit verbundenen Ordenspension verlustig erklärt und ihm der bisher ausgestandene Untersuchungsarrest zur Strafe angerechnet werde.

Am 12. Juli 1815 wurde ihm dieser unerwartet schwere Urtheilsspruch verkündet. Die Nachricht hiervon hatte sich in Wien allenthalben verbreitet; eine große Anzahl Theilnehmender begleitete den, wie wir dargestellt, zum größten Theile unschuldig Verurtheilten in seine Wohnung. Eine Wiener Correspondenz der „Allgemeinen Augsburger Zeitung" vom 13. Juli 1815, welche damals das erste tonangebende politische Blatt war, bezeugt das allgemeine Aufsehen und das Mitgefühl der Bevölkerung bei diesem aufregenden Anlasse: „Heute Vormittag wurde dem Feldzeugmeister Simbschen, welcher sich in den früheren Feldzügen von 1792 bis 1802 sehr verdient gemacht, später aber als Commandierender an der türkischen Grenze im Jahre 1812

(1810) die Servier mit Waffen und Munition unterstützt hatte, wodurch er in einen schweren Process verwickelt wurde, auf dem Gebäude des Hofkriegsrathes im Beisein aller hier anwesenden Generale das Urtheil öffentlich publiciert, vermöge welchem er cassiert und aller seiner Würden entsetzt wurde. Das Urtheil erregte allgemeines Mitleiden, welches sich besonders äußerte, als der General durch das herbeigeströmte Volk nach Hause kehrte."

Wie groß in den leitenden Kreisen die Voreingenommenheit gegen Simbschen war, wie heftig und leidenschaftlich man gegen ihn Partei nahm, wie sehr man das strengste Urtheil über ihn verlangte, erhellt daraus, dass die Mitglieder des Kriegsgerichtes, und das waren drei Feldzeugmeister, zwei Feldmarschalllieutenants, zwei Generalmajore und sechs Stabsofficiere, von dem Hofkriegsrathe einen strengen Verweis wegen des milden Urtheiles erhielten, das sie über Simbschen gefällt. Und wenn man jetzt nach achtzig Jahren auf Grund der authentischen, aus den Acten geschöpften Darstellung v. Krones' den ganzen Process überblickt, so wird sowohl der Historiker als der Jurist zu dem Schlussurtheile kommen, dass das, was Simbschen als Verbrechen und Vergehen zur Last gelegt wurde, nichts anderes war als Missgriffe ohne böse Absicht, als Verirrungen unter schwierigen Berufsverhältnissen und verworrenen Zuständen, wie es die Kriegsgerichtsbeisitzer auch empfanden und aussprachen. Jeder Unbefangene muss, wie schon Krones hervorhebt, erkennen, dass in diesem Processe leider die politische Seite die maßgebende war, muss die Unlauterkeit vieler, die Bedenklichkeit einzelner Anklagen und das Tendenziöse der Aburtheilung herausfühlen.

Während sich diese Vorgänge gegen Simbschen in Wien abspielten, war der Präsident des Hofkriegsrathes, der milde und wohlwollende Feldmarschall Fürst Karl Schwarzenberg ebensowie Kaiser Franz bei Gelegenheit der zweiten Occupation Frankreichs (Sommer 1815) fern von Österreich — in Paris. Diese scheinen mit dem harten Vorgehen des Hofkriegsrathes nicht einverstanden gewesen zu sein; Kaiser Franz gewährte dem Sohne Simbschens, Karl, der als Oberlieutenant in der Nähe des Hoflagers in Dienst stand, in Paris eine Audienz und entließ ihn mit Worten des Trostes. Und am 22. August 1815 erhielt Simbschen eine Zuschrift des Hofkriegsrathes, mittelst welcher er verständigt wurde, dass der Kaiser ihm gnadenweise eine Sustentation von 4000 Gulden zuerkannt habe. Des Verurtheilten einziges Ziel war aber begreiflicherweise die Rehabili-

tierung. Er verfasste eine umfangreiche Rechtfertigungsschrift und legte diese vermuthlich dem inzwischen zurückgekehrten Hofkriegsrathspräsidenten Fürst Schwarzenberg vor; wie diese Angelegenheit dann weiter gedieh, lässt sich nicht ermitteln; wir wissen nur, dass der Kaiser, wahrscheinlich über Schwarzenbergs Anregung, über den Process ein anderes Urtheil gewann als die Criminalisten des Hofkriegsrathes, der Stimme des Wohlwollens, der Billigkeit, ja der Gerechtigkeit sein Ohr lieh und erkannte, es müsse — da es auf einem anderen Wege nicht gieng — auf dem der Gnade Recht geübt werden. Am 1. August 1818 erhielt Simbschen, der inzwischen sein 71. Lebensjahr überschritten hatte, folgenden Erlass des Hofkriegsrathes: „Seine Majestät der Kaiser haben Allerhöchst Sich bewogen gefunden, den Herrn Baron im Wege der Gnade in die vorhin bekleidete Feldzeugmeisters-Charge wieder einzusetzen, sowie Ihnen den seither bezogenen Gnadengehalt von viertausend Gulden jährlich als Pension zu bewilligen. Zugleich genehmigen Allerhöchst Dieselben, dass Euer Excellenz vom 29. Juli d. J. als dem Tag dieser Allerhöchsten Entschließung auch den Maria Theresien-Orden mit der vormals genossenen Ordenspension wieder zu erhalten haben."

Die Rehabilitierung Simbschens war aber mehr als das, sie war sein Freispruch von jener schweren und unerwiesenen Anklage, unter deren Bann er fünf Jahre als Beinzichtigter, drei Jahre als Verurtheilter hatte zubringen müssen; sie ist ein Beweis, dass in dem Processe, abgesehen von Partei- und persönlicher Leidenschaft, politische Factoren mitspielten, dass es vollkommen glaubwürdig ist, dass Gavenda, als ihm einst während der kriegsgerichtlichen Untersuchung die Beisitzer Vorwürfe über Missbrauch der Gerechtigkeit und Anwendung der Militärgesetze und Kriegsartikel auf politische und diplomatische Gegenstände machten, erklärte, General Simbschen sei aus politischen Gründen zum Staatsopfer ausersehen und müsse verurtheilt werden, widrigenfalls sämmtliche dreizehn Generale und Stabsofficiere den Process und die Strafe wegen Parteilichkeit und Compromittierung des Monarchen zu gewärtigen hätten. Drei Jahre hatte der Process gewährt; das kriegsgerichtliche Urtheil von 1814 wich in seiner Begründung von der Anklage und in seinem Inhalte von dem Strafantrage des Untersuchungsrichters wesentlich ab, der Angeklagte wurde zu einer milden Strafe verurtheilt und da noch ganz besonders der Gnade des Kaisers empfohlen, dieses Urtheil erhielt aber 1815 eine außerordentliche Verschärfung, legte in seiner Schlussfolgerung den

Hauptton auf die politischen Amtsverbrechen, und drei Jahre später erfolgte durch den Kaiser Simbschens vollständige Rehabilitierung: all dies zusammengenommen, lässt sich wohl behaupten, „hier habe sich ein in unlauteren Denunciationen wurzelnder, durch persönliche Gegnerschaften verschärfter Strafprocess abgesponnen, dessen Urquell in der wenig dankbaren politischen Rolle des vormaligen Generalcommandanten von Peterwardein und in der bedenklichen Anfechtbarkeit seiner unklaren Amtsbefugnisse zu suchen sei."[1]) Und in einer ganz außerordentlich schwierigen Stellung hatte er sich in Slavonien befunden; er hatte „das dreifache, verantwortungsvolle Amt des Militärcommandanten, des obersten Verwalters und Richters zu führen, die Ordnung in einem von der Unzufriedenheit des Bauers und Grenzers durchwühlten, von Räuberscharen geängstigten, im Handel und Wandel niederliegenden Grenzgebiete aufrecht zu erhalten, sich nach oben hin willfährig, jedes Winkes gewärtig, nach unten hin im Bewusstsein der Vollgewalt zu zeigen, mit widersprechenden Verordnungen, fremden Amtssphären zu rechnen und vor allem den Serben gegenüber nach ‚eigenem Ermessen', aber nie ohne Rücksicht auf ‚höhere Weisungen' und stets ‚bei schwerster Verantwortung' heute Vorwärts-, morgen Rückwärtspolitik zu treiben, wie es die ‚Conjuncturen' und ‚Umstände' gebieten."[2]) Dass es ihm da an Gegnerschaft nicht fehlen konnte, ist begreiflich; er hatte aber Feinde nicht bloß in den Kreisen der kleineren Leute in Slavonien, deren Interessen und deren Eigennutz er oft entgegenzutreten genöthigt, ja verpflichtet war, er hatte offenbar auch solche hoch oben, welche die Klagen und Denunciationen jener benützten, um seinen Sturz herbeizuführen.

Nur anderthalb Jahre lebte Simbschen noch in den Würden und Ehren, welche seine Rehabilitierung ihm wieder verschafft hatte. Er starb, 74 Jahre alt, am 14. Jänner 1820.

Die österreichische Politik war ihres Einflusses auf Serbien nahezu ganz verlustig geworden, Kara Georg hatte mit Hiller nicht einmal mehr verhandeln wollen, und die Sympathien der Serben für Russland wuchsen zusehends. Doch auch dieses gab Serbien in dem mit der Pforte abgeschlossenen Frieden zu Bukarest (28. Mai 1813) preis, und die „neue Herrschaft der Türken"[3]) begann. Der Aufstand von 1813 misslang vollständig, Kara Georg flüchtete nach Österreich,

[1]) Krones, „Simbschen, 1810 bis 1818", S. 32.
[2]) Krones, „Simbschen, 1810 bis 1818", S. 102 bis 103.
[3]) Ranke a. a. O. S. 175 bis 183.

und als er wieder nach Serbien zurückkehrte, ließ ihn (1817), auf seinen Einfluss eifersüchtig, Milosch Obrenowitsch, der sich zum Oberknes von Serbien emporgeschwungen hatte, ermorden.

Zwei der bedeutendsten Männer Österreichs jener Zeit und wohl aller Zeiten haben sich damals schon bitter über die Missgriffe der Metternich'schen Politik in der serbischen Frage ausgesprochen: Radetzky schrieb in einer für den Staatskanzler bestimmten Denkschrift, es sei zu bedauern, dass man die Besetzung Belgrads verabsäumte, dass Kara Georg, von einem Theile seiner Anhänger verlassen, aber auch der Unterstützung Österreichs entbehrend, der russischen Partei freie Hand lassen musste; Serbiens Verlust werde erst lebhaft empfunden werden, wenn er unwiderruflich sein sollte, und dieser Verlust scheine ihm in politischer und militärischer Hinsicht bedeutsamer und folgenschwerer als jener der Niederlande; und Erzherzog Johann schreibt zum 16. Februar 1811 in sein Tagebuch: „Besetzung Belgrads durch die Russen, wir haben es versäumt."



Die k. k. Akademie der bildenden Künste.

Von **Dr. Josef Dernjač.**

Wien.

(Schluss.)

Was Wunder, wenn sie nicht wusste, dass die Kunstblüte vergangener Epochen einem zunftmäßig organisierten, bürgerlichen Bau-, Bildhauer- und Malergewerbe zu danken ist, wenn sie in einem Memoire Sonnenfels' die Vorstellung von einem derartigen Gewerbe, „ähnlich dem Schlosser- und Riemergewerbe", für schimpflich erachtete, für geeignet, die Geschicklichkeit herabzuwürdigen und „dem Fremden von der Nationaldenkungsart einen sehr störenden Begriff zu geben"! Wie in den Niederlanden, so wurden auch in Wien die Künstler von der Verpflichtung der Zunftangehörigkeit durch Josef II. endlich befreit, obendrein die Akademie zur möglichsten Wachsamkeit in Bezug auf den „Mißbrauch der akademischen Rechte" nachdrücklichst aufgefordert. „Die Formen ändern sich, das Wesen bleibt," behaupten die Culturhistoriker. An Stelle der absterbenden alten Zunft entstand damit eine neue, fortan, wie vordem jene, über die Maßen ungnädig über jeden noch

so schüchternen Versuch einer unbefugten nichtakademischen „Frötterei" und „Störerei".

Und nicht bloß auf ihrem eigenen Gebiete, auf dem der „vereinigten bildenden Künste". Im Jahre 1783 wurde ihr die Vornahme der Meisterrechtsprüfungen in sämmtlichen Gewerben, deren Grundlage das Zeichnen bildet, wenige Monate darnach die Aufsicht über den Zeichenunterricht übertragen, den Schmutzer nach Bacheliers Methode an den Normalschulen der gesammten k. k. Erblande eingerichtet hatte. Binnen kurzem wurde auch die 1758 auf Fürst Kaunitz' Antrag nach französischem Muster eingerichtete Gewerbeschule, deren erster Protector Thaddäus Freiherr von Reischach gewesen, an der Florian Zeiß und Ignaz Laminger als die ersten den Posten des Directors und Directionsadjuncten versehen, mit ihr vereinigt, desgleichen alle sonstigen bisher der politischen Landesstelle untergeordneten Schulen für den technischen und gewerblichen Unterricht. Damit war die Akademie auf dem Gipfelpunkte ihrer Machtentwicklung angelangt. Ihr erziehlicher Einfluss wirkte thatsächlich in jede Werkstätte und in die unscheinbarste Schule in irgendeinem entlegenen Winkel des weiten Reiches hinein.

Ausstellungen von Aufnahmsstücken und sonstigen Arbeiten der Akademiker hatten schon an der Malerakademie periodisch stattgefunden (1774 und 1777 im kleinen Redoutensaale). Zweifelsohne wurden auch an den beiden Schwester-, oder besser gesagt, Concurrenzinstituten solche von Zeit zu Zeit veranstaltet oder zumindest, wie an der Schmutzerschen Schule, statutenmäßig „in Aussicht genommen". Im Jahre 1786 sah Wien zum erstenmale eine größere Kunstausstellung, interessant durch einzelne Arbeiten der Lampi und Beyer, Zauner, Füger und Hohenberg, die zum Theil noch heute im akademischen Besitze sich befinden. Ihr Schauplatz war ein ehrwürdiges Gebäude in einer dunklen Gasse der inneren Stadt, aber damals schon vieler akademischen Kunstzweige gemeinsame Behausung und eben dadurch der sichtbare Ausdruck der thatsächlich vollzogenen Vereinigung. Es verlor durch das epochemachende Ereignis von 1877 seine Existenzberechtigung. Nur noch eine kleine Weile, und auch von ihm stand kein Stein auf dem anderen mehr. Die jüngste Künstlergeneration geht achtlos vorüber an der Stätte, wo seine berußten Mauern einstmals in die Höhe ragten; die ältere wird mitunter nicht ohne Rührung zurückdenken an die bescheidenen Räume, in denen ihr wie auch dem Schreiber dieses eine neue Welt sich offenbarte. Der reflectierende Betrachter wird sich daran erinnern,

dass die höchstgestellten Persönlichkeiten der Monarchie, die begeisterten Kunstfreunde von ganz Wien unzähligemale, und nicht bloß einer Porträtbestellung halber, durch das anspruchslose Bogenthor geschritten sind, über welchem nur eine rothe Marmortafel mit der Inschrift: Bonis literis ingenuisque artibus Josephus II. Aug. 1786 die Bestimmung des Hauses sichtbar machte, dass Prunk und Bescheidenheit des Äußeren zu eines Individuums oder Gegenstandes wirklicher Bedeutung unter Umständen umgekehrt quadratisch sich verhalten.

Das alte Probhaus der Jesuiten bei St. Anna war schon von Maria Theresia zur Herberge für fast sämmtliche Mittelschulen Wiens bestimmt worden. Leider konnten vorläufig nur das Gymnasium, die Realschule und die Graveurakademie in demselben ihre Unterkunft finden, sintemalen noch etliche dem aufgehobenen Orden angehörige Geistliche darin ein Art Austragstübel hatten und außerdem noch verschiedene „darin nichts zu thun habende und nur den Zins ersparen wollende Leute", wie z. B. die Herren Schuldirectoren und Meister Hagenauer, der bei dieser Gelegenheit ausdrücklich genannt wird, ihre Wohnungen. Erst die rücksichtslos durchgreifende Energie Kaiser Josefs II. machte auch der „Gemüthlichkeit", die bei der Durchführung der Anordnungen der großen Kaiserin sich wieder geoffenbart hatte, 1786 ihr wohlverdientes Ende. Die Kupferstecher- und die Malerakademie verließen ihre bisherigen Behausungen, jene den in unmittelbarer Nachbarschaft gelegenen Täubelhof, diese ihre Räume in dem damaligen Universitätsgebäude, der späteren „Aula" und heutigen Akademie der Wissenschaften, deren „Rathssaal" Anton Maulpertsch und Caspar Sambach erst kürzlich mit heute allerdings nicht mehr sichtbaren Fresken ausgeschmückt. Sie zogen in das Erdgeschoss und in das dritte Stockwerk, die Bibliothek und die Kanzleien in das erste Stockwerk des nunmehr von allen Gratisbewohnern wohlpurificierten Jesuitenklosters, in welchem die Graveurschule bereits das zweite Stockwerk innehatte. Und so ist es im wesentlichen geblieben bis herein in unsere Zeit.

Der Einzug der Akademie in die alten Räume von St. Anna bezeichnet einen Höhepunkt und einen Wendepunkt in der Geschichte der Akademie. Es dauerte von nun an ein halbes Jahrhundert, dass sie als Unterrichtsanstalt die Kunsterziehung im ganzen Reiche leitete, als „Kunstgesellschaft" jedes Talent in ihre Kreise zog. Aber der unruhige Geist der Zeit fand Zutritt und rumorte schließlich nicht unvernehmbar auch in ihren heiligen Hallen. Und was noch nicht „reformbedürftig" war, das machte er dazu.

IV.

1773 war die Akademie der vereinigten bildenden Künste begründet worden. Es war noch nicht ein ganzes Menschenalter vergangen, und sie erhielt 1800 als „k. k. Akademie der bildenden Künste" ein neues Statut. Was die Überzeugung von der Nothwendigkeit einer Statutenrevision im Schoße des akademischen Rathes selbst zum Durchbruche gebracht hat, entzieht sich gegenwärtig noch unserer Kenntnis. Thatsache ist, dass sie der Verwendung des Grafen Johann Philipp Cobenzl zu verdanken war, der seit dem Tode des Freiherrn von Sperges (1791) im akademischen Rathe den Präsidentensitz innegehabt und nach dem Tode des Fürsten Kaunitz (1794) als Staats- und Conferenzminister auch das Protectorat der Akademie übernommen hatte. Nach diesem neuen Statut war die Akademie „ein selbständiges Institut unter unmittelbarem kaiserlichen Schutze, von jeder anderen Behörde unabhängig und nur ihrem Curator untergeordnet". Wir sind in Anbetracht des Umstandes, dass die „Curatoren" heutzutage gelegentlich neben einem „Protector" vorkommen, letzterem untergeordnet, uns nicht recht klar darüber, ob nach den maßgebendenorts gehegten Intentionen dieser neueste Titel der obersten Spitze als eine Beförderung oder als deren Gegentheil zu gelten hatte. Vielleicht wurde er lediglich aus dem Grunde dem erhabeneren und klangvolleren eines Protectors vorgezogen, weil er die Verpflichtungen bemeldeter Spitze etwas genauer umschrieb, etwas schärfer betonte. Der Curator, „eine mit einem hohen Hof- und Staatsamte bekleidete Person", war allerdings nicht wenig in Anspruch genommen als Vermittler zwischen der allerhöchsten Stelle, die gewisse Angelegenheiten zur allerhöchsteigenen Entscheidung sich vorbehalten, und zwischen den Hof- und Länderstellen, durch seine Verpflichtung, den akademischen Rath von Zeit zu Zeit und die akademischen Preisvertheilungen jedesmal mit seiner Gegenwart zu verherrlichen, nach den Rathsprotokollen seine hohe Entschließung zu fassen, bei etwaigen Conflicten als Schiedsrichter zu fungieren und als der Anstalt „unmittelbares Oberhaupt" über deren „sämmtliches Personale in Rücksicht auf akademische Pflichten" die Aufsicht zu führen. Die Führung dieser Aufsicht wurde ihm durch den von ihm ernannten Präses einigermaßen erleichtert, der Gegenstände von geringerem Belange und von minderer Dringlichkeit unbekümmert um Curator und Rath im Präsidialwege erledigte und sozusagen als Chef der akademischen Executive fungierte. Die rechte Hand des Präses bildete hier wiederum der beständige Secretär als akademischer

Kanzler und Siegelbewahrer. Er verfasste die Protokolle des akademischen Rathes, die der Präses, bevor sie an den Curator gelangten, mitunterfertigte. Beinebens hatte er Sitz und Stimme im akademischen Rathe. Der letztere, aus Künstlern, unter denen obenan die Directoren und Professoren der vier Kunstclassen (letzte Classe: „Schule der Verzierungen"), und „kunstliebenden Gelehrten" zusammengesetzt, bekam sämmtliche Angelegenheiten der Akademie zur Begutachtung zugewiesen, mochten sie auf dieselbe als „Kunstschule" oder als „Kunstgesellschaft" sich beziehen, „die Bildung ausgezeichneter Künstler" oder „die Vervollkommnung des Kunstfleißes" zum Zwecke haben. Die „Aufnahme der Akademie und der National-Geschicklichkeit in den verschiedenen Zweigen der bildenden Künste" war am besten durch vielfache gegenseitige Belehrung und diese durch eine möglichst große Mitgliederzahl erreichbar. Die rasche Vermehrung ihrer selbst musste demzufolge der Mitglieder stete Sorge sein. Die Mitglieder zerfielen in „wirkliche", i. e. Künstler, aufgenommen nach strenger Prüfung ihrer Aufnahmsstücke, und in „Ehrenmitglieder". Bei der Ertheilung dieses bevorzugenden Charakters an „Liebhaber", die durch ausgiebige Unterstützung von „Nationalkünstlern" und solchen, die es werden wollten, um die Kunst schon erhebliche Verdienste oder mindestens etwelche auf dieselbe bezüglichen „Wissenschaften und Kenntnisse" sich erworben hatten, war ein Nichtallzuviel von Freigebigkeit ausdrücklich zur Pflicht gemacht.

Für ihre aufopfernde Thätigkeit in den sechs ordentlichen und etlichen außerordentlichen Jahressitzungen gebürte den akademischen Räthen als Recompens eine sichtbare Auszeichnung vor denen, die ansonsten ihresgleichen. Sie erhielten das Recht, sich „k. k. Akademie-Rath" zu titulieren und titulieren zu lassen. Die grammatisch correctere Titulatur: „k. k. akademischer Rath", eine Vermehrung ihrer Rechte und eine noch augenfälligere Distinction, nämlich die Befugnis zum Tragen „einer Uniforme", bescherten ihnen die Statuten des Jahres 1812, die sich aber von der spanischen „Constitution des Jahres 1812" u. a. auch darin unterschieden, dass nicht 134 Mitglieder der Cortes, sondern, wie die vorhin skizzierten von 1800, der mittlerweile nach dem Tode des Freiherrn von Doblhoff (1811) zum Präsidenten beförderte Herr von Sonnenfels sie concipiert, und dass sie nicht eine Periode von liberalen Schilderhebungen, sondern das Curatorium Metternichs inaugurierten, das bekanntlich bis zur Abdankung des Staatskanzlers, bis 1848 währen sollte. Nach dieser Verfassung erhielt die „Österreichisch-kaiserliche Akademie der vereinigten bildenden

Künste", wie früher den Staatsbehörden gegenüber völlig unabhängig, die freie Wählbarkeit ihrer Functionäre genauer präcisiert, die Unentgeltlichkeit ihres Unterrichtes normiert, für je drei Jahre von Mitte Februar bis Ende Mai eine Ausstellung systemisiert. Wie früher gliederte sie sich in eine Kunstschule und in eine Kunstgesellschaft, nur dass in die vier Classen der ersteren, 1. der Malerei, Bildhauerei, des Kupferstichs und der Mosaik, 2. der Architektur, 3. der Graveurkunst, 4. der Anwendung der Kunst auf Manufactur, so ziemlich alles, was auf die Bezeichnung „bildende Kunst" noch irgendeinen begründeten Anspruch zu erheben vermochte, einbezogen und die Wirksamkeit der „Ehren- und Kunstmitglieder", aus denen die „Kunstgesellschaft" sich zusammensetzte, genauer umschrieben wurde. Sie hatten fortan Rechte und Pflichten: das Recht, auf „das Beste der Künste" abzielende Vorschläge durch den beständigen Secretär vor den akademischen Rath gelangen zu lassen, die Pflicht, theoretisch und praktisch sich gegenseitig zu fördern „und überhaupt gemeinschaftlich zur Aufnahme der Akademie und zur Beförderung der National-Industrie" zu wirken. Es war bei wesentlich vermehrten Pflichten nur folgerichtig, dass die wirklichen Mitglieder zu den ihnen im vorigen Statut schon zugesicherten Begünstigungen, als da waren: die Befreiung von den diversen „Zunft- und Innungsverbindlichkeiten" sowie von der „Gewerbs- und Industrial-Steuer", noch etliche andere dazu bekamen, wenn schon nicht die Uniformbefugnis, so doch wenigstens den zuvor nur von den Räthen geführten Titel „kaiserlich königlich". Das war in der Zeit, die den Künstlern noch ebensowenig Orden verlieh als den „Büchelmachern", durchaus nicht zu unterschätzen und hob den „k. k. Maler", „k. k. Bildhauer" und „k. k. Kupferstecher" ganz artig über die Menge seiner ganz und gar nicht betitelten Standes- und Berufsgenossen empor.

Wir sind über die Art und Weise, wie die Herren Kunstmitglieder ihren obenerwähnten Verpflichtungen im einzelnen gerecht geworden sind, nicht des genaueren unterrichtet. Ihre auf das Beste der Künste abzielen sollende Thätigkeit culminierte schließlich in der völligen Lähmung des akademischen Rathes durch die stürmischen Conventikel des Erhitzungsjahres 1848 und in der auf Antrag der letzteren erfolgten völligen Aufhebung desselben durch die kaiserliche Entschließung vom 1. Mai 1849. Es war aber auch eine bösartige Körperschaft gewesen, dieser akademische Rath. In einer Zeit, die alles nivellierte, konnte auch der Vorrang der Laienräthe (inclusive des beständigen Secretärs)

vor den Kunsträthen, ja horribile dictu! vor den Directoren nimmer geduldet werden. Dass Künstler nicht immer die feinste Lebensart besaßen und folglich „gehalten" werden mussten, um für andere erträglich zu sein, konnten nur so hochmüthige Aristokraten wie Kaunitz und Sperges behaupten. Die Künstler, zu einem Urtheil über sich natürlich in erster Linie competent, hielten sich und ihre Manieren für in jeder Beziehung tadellos und das Fortbestehen der bisherigen „Schranken der Bescheidenheit" für ganz und gar überflüssig. Bedenklich war es nur, dass sie nicht bedachten, ob sich wohl auch nach der Zerstörung der bisherigen akademischen Behörde noch Leute finden würden wie diejenigen, von denen der eine der Anstalt seine Gemäldegallerie, der andere seine Kupferstichsammlung zum Geschenke gemacht, ein dritter die Kosten der Winckelmann-Ausgabe aus eigener Tasche bezahlt hatte; und dass sie weiters nicht bedachten, wie es in der Folge mit den „Kunstaufträgen" bestellt sein würde, zu deren Vermittelung Kaunitz und Sperges den dauernden intimen Verkehr zwischen Künstlern und Kunstfreunden für dringend geboten erachteten. Am Ende waren der schlimme Staatskanzler und sein noch schlimmeres alter ego doch nicht gar so sehr im Unrecht, wenn sie und andere es „natürlich" fanden, „daß bey Berathschlagungen Leute von feinerem Geschmacke und einer auch auf andere Wissenschaften sich erstreckenden Kenntniß, welche allein aus Neigung für die Künste mitwirken, über die Befriedigungsmittel und Anstalten besser rathen als jene, die nichts als Künstler und" — wieder horribile dictu! — „von eigennutzigen Absichten selten frey sind"![1])

Auch die Wiener Akademie hat für das Zeitalter der Lord Elgin und Stuart und Revett, Canova und Thorwaldsen, Jacques Louis David und Andrea Appiani, Giovanni Volpato und Raphael Morghen ihre trefflichen Vertreter aufzuweisen. Die Meister, in deren Werken, wie im Denkmal Kaiser Josefs II., in den Brunnenfiguren am Graben und anderwärts, im Theseustempel und Burgthor, im Messiade-Cyklus und im sterbenden Germanicus, sich der vollentwickelte Classicismus in Wien verewigte, spielten an derselben sammt und sonders eine hervorragende Rolle. Damals zählte die Anstalt die Koryphäen Deutschlands auf geistigem Gebiete, unter den Künstlern einen Gottfried Schadow, Dannecker, Johann Gotthard

---

[1]) Siehe Lützow a. a. O. S. 5.

v. Müller, unter den Schriftstellern und Gelehrten einen Wilhelm v. Humboldt, Heyne, Schelling, Hirt, Böttiger, Goethe zu ihren Ehrenmitgliedern; sie behauptete unter den Kunstinstituten Deutschlands wenigstens den ersten Rang. Ihre zumeist unter Fügers Direction getroffenen Einrichtungen waren berühmt; ihre Methode zu zeichnen, leichtfasslich, dabei „äußerst reinlich und bestimmt im Ausdruck", ward von Kennern der französischen vorgezogen. Die Ateliers von Füger und Zauner, die mit der berühmten „anatomischen Statue" erläuterten Vorlesungen Johann Martin Fischers bildeten wie nachmals die Werkstätten gewisser Münchener Celebritäten einen Anziehungspunkt für die gesammte deutsche Künstlerschaft; ihr Besuch ward vor allem von denjenigen nicht verabsäumt, welche, die ewige Stadt als Ziel vor Augen, in das gelobte Land der Kunst nach dem Süden zogen.

Interessant unter diesen „Pilgern" ist eine Anzahl zumeist norddeutscher Jünglinge, die ihr Landsmann, J. A. Carstens, der hochbegabte Dilettant,[1]) desorientiert hatte. Es war unserer Anstalt keineswegs zu verübeln, wenn sie sich nicht für an Haupt und Gliedern verdorben und nichtsnutzig betrachtete, weil die genannten Jünglinge an ihr nicht fanden, was sie suchten, weil sie selbst nicht recht wussten, was sie wollten. Man kann den Overbeck, Pforr, Wintergerst, Hottinger, Sutter das Zeugnis nicht versagen, dass sie redlich bestrebt waren, „das große Ziel des nebensächlichen Zweckes" zu erreichen. Sie führten ebenso end- als inhaltslose Reden über „die Kunst", quälten sich mit der bangen Frage, „ob der Künstler seine Empfindung durch Vernunft befestigen soll", fanden ihr Ideal je nach der individuellen Disposition bald in einem mit Schick gekleideten Mädchen, „wie es Deutschland im Mittelalter hat hervorbringen können", das damalige Wien wirklich hervorbrachte und das heutige immer noch hervorbringt, bald „in einem himmlischen und überirdischen Wesen", unentschieden, „ob Weib oder Mann", und suchten, wenn Mythologie und Bibel in Bezug auf künstlerisch brauchbare Motive sich ihnen als zu verbraucht erwiesen, nach Darstellungsstoffen in jenen Ritterromanen, mit deren drolligem „Mittelalter" eine „etwas gemischte" Gesellschaft von mitunter recht banausischen Zechbrüdern in der Nähe von Wiener-Neustadt eben damals aus dem modernen, ziemlich fortgeschrittenen Alter auf eine etwas jüngere Stufe der Welt von Zeit zu Zeit sich

[1]) Vgl. Muther a. a. O.

zurückzustaffieren versuchte.[1]) Schließlich gründeten sie, ähnlich wie die Ritter von der blauen Erde zu Wildenstein ob Sebenstein, zum Zwecke der Entdeckung einer Verjüngungsquelle für die alt gewordene Kunst ganz im Geiste der Zeit einen freimaurerisch angehauchten „Bund", beziehungsweise „Orden". Ob die jungen Herren den Orden unbedingt haben mussten, wofern es ihnen Ernst war mit der Tendenz, „die Kunst von der jetzigen Ausartung wieder auf den Weg der Wahrheit

---

[1]) Aus Wiener-Neustadt gehörten, wie uns ein Freund, der Ritter „Herzlipärtzli" versichert, der sich mit dieser Materie viel beschäftigt hat, außer dem Bürgermeister, mehreren Magistratsräthen und Beamten, dem infulierten Propst und Stadtpfarrer, dem Kapuzinerguardian zwei Weinhändler, sämmtliche Bedienstete der Militärakademie, darunter 14 Professoren und Lehrer, den Tanz- und Schwimmlehrer inbegriffen, dem Orden an; aus Wien mehrere hohe Staatsbeamte, Ärzte, Künstler, darunter ein Bildhauer („Preisenfels der Kunstreiche"), ein Holzversilberer („Raoul der Starke"); außerdem der Herr Kreishauptmann, mehrere Gutsbesitzer und Kaufleute nicht bloß aus der Umgebung, sondern auch aus entlegeneren Provinzen; „aus dem Armeestande": 4 Generale, 15 Stabsofficiere, 37 Oberofficiere und ein Cadet (als „turnierfähiger Knappe"). Von den Namen, welche sich die Mitglieder der Verbindung, gestiftet von „Hainz Steiger am Stein dem Wilden", den binnen kurzem ein Concurs bezähmte, beilegten, sollte der „Fingal vom stürmischen Morpheus" seinen Träger vermuthlich als keinen sonderlich sanften Schläfer charakterisieren. Die Mehrzahl derselben aber führt, wie der „Raugraf von Dassel", „Feige von Bomsen", „Caspar der Thoringer", „Ludwig der Springer" etc., sämmtlich auf Spies und Cramer zurück. Vermuthlich ist die Pietät, mit welcher Schimmer diese Schlemmergenossenschaft behandelt, der sich irgendeine wie immer geartete Theilnahme an den Geschicken des eben damals zweimal von feindlichen Heeren heimgesuchten Vaterlandes nicht im mindesten nachweisen läſst, auch auf „Hasper a Spada" und den „Raugrafen von Dassel" zurückzuführen, vielleicht auch den Umstand, dass Sebenstein mit seinen „Rittern" in einer, was Kritik betrifft, Herrn Schimmer völlig ebenbürtigen Weise an der Spitze der Leber'schen Arbeit über die Schlösser und Burgen Niederösterreichs abgehandelt wird, und dass der Wiener Alterthumsverein mit dieser Arbeit die Reihe seiner Publicationen eröffnet.

Der Bund der Ritter von der blauen Erde erschien nicht ohne eigene Schuld als ein verkappter Freimaurerbund, wurde auch sofort cassiert, als man nach Aufnahme eines Olmützer Domherren für seine Identität mit der Freimaurerei überzeugende Beweise bekommen zu haben glaubte. Man wird ihn nicht übergehen können, wenn es sich um die Darstellung der ersten Regungen jener Romantik hierzulande handeln wird, der die an sich schon wunderbare Wiener Umgebung so viele architektonische Zierden, Tempel, ein Ritterschloss und ganze Reihen von „künstlichen Ruinen", verdankt. Im übrigen war er ein landesüblicher „Geselligkeitsverein", bis auf die Taschen seiner Mitglieder allem und jedem und ganz und gar ungefährlich. Eine wie immer geartete „Erhebung" hat er weder gebracht noch beabsichtigt.

zurückzuführen", ist erst noch die Frage. Sie würden besser gethan haben, wenn sie mit dieser Zurückführung gleich praktisch bei sich selbst begonnen und beispielsweise versucht hätten, die große „Langmuth" ihrer Professoren mit dem „gelinden System der Insubordination", das sie betrieben, auf eine etwas weniger harte Probe zu stellen. Insonderheit durfte Overbeck, über die Maßen eingebildet auf die gewissen „feinen, sauber ausgeführten Contouren", es sich füglich ersparen, seine „philisterhaften" Lehrer um des Selbstbewusstseins willen zu carikieren, mit dem sie ihm bei der Aufmunterung zum Lernen im gemüthlichen Wienerisch die Versicherung ertheilten, „ah nit vom Himm'l g'fall'n zu sein". In späteren Jahren fand Overbeck Veranlassung, des Aufenthaltes an der Wiener Akademie sich dankbar zu erinnern. Seine Biographie erwähnt uns, dass er „die überraschende Sicherheit der Hand, die richtige Zeichnung ohne Zweifel seinen Wiener Studien verdankt". Wenn dies am dürren Holze geschah, wie herrlich hätte ein grünes sich entwickelt, ein echtes Talent z. B., das die bessernden Kohlenstriche seiner Lehrer nicht wie Overbeck als ein „Verderben" seiner obenerwähnten mühsamen und gequälten Umrisszeichnungen betrachtete, das nicht wie dieser unreife Junge aus instinctiver Angst vor einer Erschütterung seines, wie er empfinden musste, etwas schwachfüßigen „Fumus", so oft er konnte, resolut auskniff, wenn die bösen Professoren „in den Classenzimmern die Runde machten"! [1])

---

[1]) Unter den biographischen Werken unserer Zeit, die von wegen des richtigen Urtheiles ihrer Verfasser in der Unterhaltungsliteratur des XX. Jahrhunderts eine hervorragende Stellung einnehmen werden, stehen die „Künstlerbiographien" entschieden obenan. Dass unter letzteren wieder das zweibändige Werk der Frau Margaret Howitt über Overbeck (deutsch von Binder, Freiburg, Herder 1886), dem wir die obenerwähnten Thatsachen entnehmen, einen hervorragenden Platz beanspruchen darf, steht außer allem Zweifel. Sie kann von allen jenen braven Jünglingen und Jungfrauen mit Nutzen gelesen werden, die ob eines eingebildeten Ideenreichthums willen ein Recht zu haben glauben, den erziehlichen Bestrebungen ihrer Lehrer gegenüber renitent zu sein. Es ist da die Rede von „Schwierigkeiten", die auf beiden Seiten (zwischen Lehrern und Schülern) obgewaltet, und es fehlt nicht viel, dass Füger, Zauner und Caucig zum Danke dafür, dass sie sich stundenlang bemüht, einem Mitgliede der St. Lucas-Bruderschaft sein Unrecht klar zu machen, noch in einem lächerlichen Lichte erscheinen. Vermuthlich haben die drei großen Meister, auch jenen Lucasbrüdern stets ebenbürtig, aus denen, wie z. B. aus Overbeck, zum Schlusse doch noch etwas Rechtes geworden ist, bei der Lectüre von S. 110, Band I. des Howitt'schen Werkes im Elysium sich höchlich amüsiert. Das Urtheil von heute kann ihr eigenes über Eberhard Wächter und seinen verhängnisvollen Einfluss auf die Jugend nur bestätigen.

Es wird für den Tintensclaven, der im Solde eines Verlegers heute oder morgen den zu einer „Geschichte der neueren deutschen Kunst seit Carstens und Cornelius" außer den Illustrationen noch erforderlichen Text zusammenschreibt, gewiss eine ebenso schwierige als dankenswerte Aufgabe sein, herauszubringen, auf welch eine besondere Weise diese Revolutionäre von durchschnittlich 20 bis 22 Jahren eigentlich das Malen lernen wollten. Wenn sie einen Widerwillen besaßen, „im Belvedere zu copiren", so findet man dies angesichts der Thatsache, dass einer oder der andere von ihnen selbst dazu als zu mangelhaft vorgebildet befunden worden ist,[1] in der Erinnerung an die Fabel vom Fuchs und von der Traube begreiflich. „Den ganzen Tag in der Akademie zu sitzen", behagte ihnen aber auch nicht. Gewisse große Meister, meinten sie, hätten auch „keine Akademie, keinen Gliedermann, keine Gallerien gekannt". Die Raphael, Leonardo da Vinci, Michel Angelo, Andrea del Sarto, Albrecht Dürer, Holbein, hätte man ihnen erwidern können, kannten dafür die Werkstatt. Würden diese Herren etwas dawider gehabt haben dürfen, als bescheidene Handwerkslehrlinge den ganzen Tag darin zu sitzen und in Fällen von offenkundig böswilliger Begriffstützigkeit in einer etwas bewegten Weise die Praxis ihres Faches in die Köpfe eingetrichtert zu bekommen, sie hätten es in bemeldeter Praxis sicherlich ganz ebenso herrlich weit gebracht wie die langgelockten „Kunstjünger", denen ihr jeden Zwang ausschließendes Selbstbestimmungsrecht die Einbildung verstattete, sie könnten auch ohne methodisch geleitete und unausgesetzte Übung des Auges und der Hand große Meister werden, wofern sie nur die tiefsinnige Frage erörterten, „ob der Künstler seine Empfindung durch Vernunft befestigen soll". „Empfindung" und „Vernunft" — zwei Worte, von denen ein jedes eine ganze Epoche charakterisiert, dieses den Classicismus, jenes die Romantik, letzteres die alte Zeit, ersteres „die wildgewordene neue" und beide zusammen einen unbehaglichen Übergangszustand, den Verfall des alten Stiles und die Unfertigkeit des neuen, die Wiedergabe christlich-germanischer Stoffe durch Formen und Linien, gewonnen durch das „Studium der Antike", die Caricatur von König Ottokars Tod, gemalt von Anton Petter, gestochen von Blasius Höfel. Der Abzug dieser Jünglinge von unserer Kunstschule ward zur großen Enttäuschung späterer Kunstforscher keine cause célèbre ihrer geringen Bedeutung wegen. Es blieb nur übrig

---

[1]) Siehe Howitt a. a. O. I, S. 80.

herauszufinden, warum denselben in der kaiserlichen Gemäldegallerie die Natur der Niederländer als „Caricatur" erschienen, warum die großen Venetianer und Bologneser nur mehr „eine schwache Wirkung" auf sie geübt, warum sie die deutsche Schule „überrascht", warum „die heil. Justina von Pordenone (Moretto), ein Paar Bilder von Michel Angelo (sic!), Perugino und eines aus der Schule des Raphael (NB!)" ihnen alles „bestätigt, was ihr Innerstes von der Behandlung der Kunst sagte".[1]) Die moderne Geisteswissenschaft würde diese thätigkeitsscheuen Galleriebummler und zwar nicht bloß auf Grund ihrer verschwommenen Ausdrucksweise vermuthlich unter die diversen „Entarteten" rangieren. Die Kunstgeschichte der halbvergangenen Zeit rangierte sie bloß unter die „Bahnbrecher" und begnügte sich zu constatieren, dass ungefähr zwanzig Jahre vor ihrem Herumrumoren in Wien Tieck und Wackenroder aufgetreten, die „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders", die „Phantasien über die Kunst" und „Franz Sternbalds Wanderungen" erschienen waren.

Der Einfluss dieser Literaturwerke wirkte lange noch nach und sollte sich an unserer Anstalt noch vierzig Jahre nach dem Abgange Overbecks und seiner Genossen in einer ganz unzweideutigen Weise fühlbar machen.

Zu Beginn dieser vierzigjährigen Periode greifen die akademischen Künstlercorps zur Vertheidigung der zweimal von feindlichen Heeren heimgesuchten Kaiserstadt zweimal zu den Waffen; an deren Ende werden sie von demselben Schicksal wie die akademische Legion, der sie sich angegliedert hatten, ereilt. Die zwischen diesen beiden Ereignissen liegende Periode ist als der sogenannte „Vormärz" vor allem aus dem Grunde, weil in derselben die bitterböse Censur und Polizei ein gewisses Literatenthum sowie den Spießbürger fürsorglich an Thätigkeiten hinderte, zu denen sie auch nach dem Anbruch des sogenannten „Völkerfrühlings" als ganz und gar unfähig sich erwiesen, nicht wenig in Verruf. Fast möchte man glauben, dass damals der gewissen „geistigen Absperrung" wegen in Österreich eine Finsternis herrschte, mit der verglichen die berühmte ägyptische uns als das harmloseste Abenddunkel erscheinen muss; dass in Ermangelung des heute jedermann unentbehrlichen alltäglichen Zeitungsfutters eine entsetzliche Geistesöde die Kräfte der Menschen hierzulande allmählich aber sicher beinahe bis zur Stufe des richtigen Unter- oder Über-

---

[1]) Siehe Howitt a. a. O.

menschenthums herunterbrachte. Thatsächlich musste der damalige österreichische Schriftsteller im Auslande sich seinen Verleger suchen wie der heutige, nur dass er zum vortheilhaften Unterschiede von diesem als über die Grenze seiner Heimat geschmuggelte verbotene Ware um Käufer und Leser sich nicht zu sorgen brauchte; thätsächlich brachte auch Österreich mit seinen „trostlos veralteten Schulzuständen", welche der reiferen Jugend ohne Überbürdung eine gründliche Vertrautheit mit der Sprache und dem Geiste der Classiker ermöglichten, der reifen ohne jeglichen Fachsimpel-Drill die Muße gaben zur Kenntnisnahme von allem, was das Herz erhebt und den Blick erweitert, bis auf das Bisschen Beethoven und Schubert, Grillparzer und Raimund, bis auf ein ausgezeichnetes Theater, unterschiedliche, noch jetzt unvergessene Dichter, einige, wie behauptet wird, sehr beachtenswerte Technologen und Erfinder, ein paar mehr als bloß hervorragende Sprachforscher, etwelche in ganz Europa berühmt gewordene Mediciner und bis auf eine im besten Sinne des Wortes ideal veranlagte, schwärmerische Jugend nichts zur Entfaltung, was, wie man zu sagen pflegt, irgendwie Beachtung verdiente. In Wahrheit war es nicht gar so schlimm bestellt mit dem „geistigen Druck", wenn auch den Akademikern sowie den Hörern der beiden philosophischen Jahrgänge (seit 1809) der Besuch des Religionsunterrichtes und die Ruhe zur ersten Bürgerpflicht gemacht wurde. Culturhistoriker sind über die Periode der Restauration und des Bürgerkönigthums — des Bürgerkaisers Franz — längst einer von der herkömmlichen wesentlich verschiedenen Meinung. Den Wissenden braucht man es nicht erst zu sagen, was diese Periode, „in vieler Beziehung die schönste, welche die Menschheit gelebt",[1]) für die Kunstentwicklung in Frankreich, in England und in Deutschland bedeutet; sie hat vor allem den Künstler, der noch im 17. Jahrhundert als ein vom Handwerker nicht wesentlich verschiedenes Individuum betrachtet wurde,[2]) der noch im vorigen Säculum, zumal in Wien, durch seinen handwerksmäßigen Anstand und durch sein furchtsam unterwürfiges Betragen den Weltleuten lächerlich erschien,[3]) auf eine nie zuvor erreichte Höhe der Wertschätzung emporgeschnellt. Dass die Kunst das Höchste sei, höher stehe

---

[1]) Hillebrand; G. G. Gervinus, „Zeiten, Völker und Menschen", II, S. 242.

[2]) Vgl. Vitet a. a. O. S. 17.

[3]) Siehe Fueßlys Annalen, I, 16, citiert bei Lützow a. a. O.

als die Wissenschaft, dies zu behaupten, darf sich heutzutage nur mehr ein in sichtlich gehobener Stimmung befindlicher Kunststudent als Festredner inmitten seiner gleichfalls bezechten Commilitonen erlauben. Damals war dieser gegenwärtig sehr abgestandene und obendrein als gründlich falsch erkannte Gemeinplatz[1]) eben erst im Werden auf Grund der von den beiden Heroen unserer Literatur über die Kunst, „die der Mensch allein hat", ausgesprochenen Ansichten, die dann die Romantik zu beiden Seiten des Rheines in ihrer Weise weiter spann[2]) und ein neu entstandenes ebenso seichtes als rühriges Literatur- und Kunstschriftstellerthum schließlich bis zur Caricatur verzerrte.

In dem Erbauer des Burgthores, dem energischen, vielseitig gebildeten Reorganisator der Architekturschule, erscheint in dieser Epoche der akademische Classicismus an der Akademie noch einmal in einer markanten Persönlichkeit verkörpert. Im übrigen lebt er unter dem Regime der Caucig, Anton und Franz Xaver Petter, Klieber, Schaller und Kähßmann, Redl, Mauer, Moeßmer und Leybold die Tage seines Greisenalters behaglich zuende. Es geschieht erst nach der Mitte der Vormärzepoche, dass die romantische Strömung durch Leopold Kupelwieser und Josef Führich an die Oberfläche gelangt, dass der Architekt Karl Rösner, die Maler Peter Joh. Nep. Geiger, Thomas Ender und Franz Steinfeld eine zukunftsreiche Wirksamkeit zu entfalten beginnen. Eine andere, echt volksthümliche und vaterländische Richtung beginnt schon in den Zwanzigerjahren durch Peter Krafft, dem Schilderer unseres Antheiles an den Befreiungskriegen, des Auszuges und der Rückkehr des Landwehrmannes, der Schlachten von Aspern und von Leipzig, der Scenen aus dem Leben des Kaisers Franz. Nicht durch ihn allein hängt das berühmte „Wiener Genre" mit unserer Akademie zusammen. Wenn auch die Fendi, Schindler, Treml, Daffinger, Amerling, Gauermann, Waldmüller und Danhauser mit ihren Ansichten über die darzustellenden Stoffe und über Künstlererziehung mit derselben schließlich in Conflict geriethen, sie verdankten, was sie konnten,

---

[1]) Siehe darüber Konrad Fiedler, „Über die Kunstinteressen und deren Förderung". Deutsche Rundschau XXI, S. 49 ff. Desgleichen Nordau, „Entartung", II, S. 128 bis 152.

[2]) Siehe darüber Julian Schmidt, „Bilder aus dem geistigen Leben", II, 245 ff. I, 90 ff.

fast insgesammt doch nur der Akademie allein. An ihren Hilfsanstalten holte sich auch der nicht an ihr geschulte Gauermann fortwährend neue Anregung; es fügte sich an ebenderselben, dass Danhauser mit dem Geiste eines David Wilkie, Amerling mit dem eines Thomas Lawrence zum erstenmale in lebenerweckenden Contact geriethen.[1]) Und weil dieses Wiener Genre, was man auch immer sagen mag, von der Akademie nicht loszulösen ist, hat auch sie alle Ursache, die Tage des Vormärz nicht mit der herkömmlichen Geringschätzung zu betrachten; und um dieser „Localschule" im besten Sinne des Wortes willen sowie von wegen des Umstandes, dass im engen Verbande mit ihr die epochemachende Erfindung Senefelders bei uns in so rascher Weise einen fruchtbaren Boden und durch Meister wie Josef Kriehuber, Eduard Kaiser, Robert Theer, Josef Bauer, Leopold Müller u. a. eine glänzende Entwicklung gefunden hat, sind auch wir berechtigt, die Epoche des Vormärz in Bezug auf Culturresultate als eine der schönsten, die Österreich je erlebt hat, zu bezeichnen.

Die ganze akademische Entwicklung dieser Zeit vollzieht sich unter der Ägide bürgerlicher Präsidenten. Nach Graf Czernins Enthebung wird Josef Ellmaurer, seit 1811 Nachfolger des Herrn von Sonnenfels im akademischen Secretariat, provisorisch mit der Leitung der Präsidialgeschäfte betraut, vermuthlich weil keine zu deren Aufsichnahme fähige oder willige Standesperson sich findet. Und in Ermangelung einer solchen Standesperson bleibt wie die seinige auch die Würde seines Nachfolgers, Ludwig von Remy, immerdar ein Provisorium. Mit diesem schreibseligen alten Herrn, dem in den Märztagen von 1848 beim Anblick der Hydra der Revolution nach der charakteristisch verlegenen Höflichkeit seiner Aufrufe an die „Herren akademischen Zöglinge" und an die „bildenden Herren Künstler" zu urtheilen, die Knie schlotterten wie jedem anderen damaligen hohen Vorgesetzten, schließt die von uns zu behandelnde Geschichte der Akademie, die Geschichte derselben als Kunstschule und Kunstgenossenschaft. Es wäre nur noch zu erzählen, wie das Jahr 1848 auch auf dem Gebiete des Kunstunterrichtes im Aufbau schwächer war als im Zerstören; wie die Reorganisationsvorschläge der oberwähnten Künstlerconventikel, mit denen Graf Leo Thun nichts anzufangen wusste,

[1]) Vgl. Eitelberger, „Kleine Schriften", I und II, speciell I, S. 14.

die Ansicht Kaunitz', dass Künstler selbst in Bezug auf die Förderungsmittel der Kunst nicht immer gute Rathgeber seien, wieder einmal auf eine eclatante Weise bethätigten; wie in der schließlich getroffenen Neueinrichtung die künstlerischen Berather des hohen Ministeriums das Epitheton „ausgezeichnet" und die „Eigenschaften des Geistes und Charakters, um die Jugend an sich zu fesseln und sie in der Weise heranzubilden, wie es die Meister der Vorzeit gethan", allen bisher an der Anstalt thätig gewesenen großen Meistern, sich selbst etwa ausgenommen, abzusprechen nicht übel Lust bezeugten; wie bei dieser Einrichtung auch keine bedeutende historische Erkenntnis sich offenbarte, dafür aber die in den obenerwähnten romantischen Literaturwerken enthaltene Kunstphantastik lebendige Gestalt gewann; wie die Akademie als Kunstbehörde und mit ihr der akademische Rath aufgehoben, wieder eingesetzt und wieder aufgehoben wurden, und wie es der Zukunft überlassen bleiben muss, die dafür ins Feld geführten Gründe auf ihre Stichhältigkeit zu prüfen; wie die Aufhebung derselben und item die der Manufacturschule im Grunde überflüssig waren, wenn es sich nur darum handelte, binnen wenigen Jahren ein eigenes Institut für das Kunstgewerbe zu errichten und es mit allen jenen nicht bloß repräsentativen und decorativen Institutionen des Protectorates, Curatoriums &c. auszustatten, deren sich die Akademie mit etwas voreiliger Bereitwilligkeit ohneweiters entkleiden ließ; wie das Verhältnis der neu eingerichteten Kunsthochschule zum neu errichteten Kunstgewerbe-Institut zu unerfreulichen Parallelen mit jenem zwischen der alten Malerakademie und Schmutzers Kupferstecherschule in mehr als einer Beziehung häufig herausforderte; wie es bei der jüngsten Akademiereform fatalerweise keine Daniel Grans mehr gab; wie sich die Überzeugung Bahn zu brechen begann, dass auch Kunstgewerbler nicht anders als die Künstler zeichnen zu lernen haben; wie schließlich drei Institute an Stelle des einen nebeneinander standen: die k. k. Akademie, das k. k. österreichische Museum und die Wiener Künstlergenossenschaft. Diese mit dem Jahre 1848 beginnende neueste Epoche zu schildern, ist nicht unsere Aufgabe. Es hat uns eine Freude gemacht zu zeigen, wie eine jede Schule aus bescheidenen Anfängen erstanden ist, und wie durch deren Vereinigung ein großer Organismus geschaffen wurde, der das gesammte Kunstleben des Vaterlandes beherrschte, jedes fähige künstlerische Talent in seine Kreise zog. Die Zersplitterung dieser großartigen ehemaligen Einheit in eine Mehrheit als eine „organische Ausgestaltung" darzustellen, wird nur derjenige im Stande sein, dem Vitet mit seinen Ansichten vom

Verhältnisse der ehemaligen Akademie Ludwigs XIV. zur heutigen französischen die Unbefangenheit des Urtheiles noch nicht genommen hat,[1]) und der sich zunächst die Frage beantwortet haben wird, ob die „Errungenschaften“ von 1848 dem Adel und dem dritten Stande oder — der Plebs der vaterländischen Kunst zu danken sind!

---

[1]) Vgl. z. B. Vitet a. a. O. S. 4: „Les anciennes associations, bien que fondées sous Louis XIV. avaient une constitution plus libérale qu'on ne pense. Par la manière dont leurs statuts avaient été reglés, par le nombre illimité de leurs membres, par les éléments divers dont elles se composaient, par la multiplicité des degrés introduits dans leur hiérarchie, elles étaient aristocratiques seulement au sommet, et presque democratiques á la base; elles n'avaient pour adversaires déclarés et irreconsiliables que le menu peuple des artistes; dans les rangs intermédiaires elles avaient des soutiens, des clients, des appuis naturels; elles étaient la noblesse des beaux-arts, mais elles en étaient aussi le tiers état.”





Geistiges Leben in Österreich und Ungarn.

Ein siebenbürgisch-sächsischer Dichter. In dem malerisch an der großen Kokel in Siebenbürgen gelegenen Schäßburg ist am 21. April 1893 Michael Albert infolge eines Herzschlages unerwartet aus dem Leben geschieden, geliebt von seinem sächsischen Volksstamme, dem er poetischen Ausdruck verliehen hat, bekannt und geschätzt aus diesem Grunde auch weit über sein Heimatland hinaus.

Geboren wurde Albert am 21. October 1836 zu Trappold, wo ihn die altersgraue Kirchenburg mit Thürmen, Ringmauern, Schieß- und Pechscharten frühe schon auf die Stürme hinlenkte, die über sein Völklein dahingegangen, aber auch auf die Kraft und Tüchtigkeit, die es bewiesen hat. Seine Gymnasialstudien absolvierte er auf dem sächsischen Gymnasium in Schäßburg, das damals unter G. D. Teutschs ausgezeichneter Leitung stand, und dort hat er auch, nachdem er sich in Wien, Jena und Berlin das nöthige Rüstzeug dazu geholt, von 1861 bis zu seinem Tode als tief anregender Lehrer gewirkt und die Jugend in die Meisterwerke deutscher Dichtung begeisternd eingeführt. Aus dieser seiner Berufsstellung erwuchsen — 1873 und 1882 — zwei wissenschaftliche Arbeiten, in denen er an hervorstechenden Vertretern die literarischen Bestrebungen der Siebenbürger Sachsen während des 16. und 17. Jahrhunderts im Zusammenhange mit den Literaturströmungen Deutschlands feinsinnig charakterisierte.

Auf dem Gebiete poetischer Production veröffentlichte er bereits im Jahre 1861 eine Erzählung „Herr Lukas Seiler", und seither folgten von Zeit zu Zeit, an verschiedenen Orten zerstreut, andere Erzählungen von ihm. Sie erschienen endlich zusammengefasst und vermehrt unter dem Titel „Altes und Neues. Gesammelte siebenbürgisch-sächsische Erzählungen von M. Albert. Wien, Graeser 1890". Den Namen „siebenbürgisch-sächsische Erzählungen" führen sie nicht bloß nach ihrem Ausgangspunkte, sondern auch nach ihrem ganzen Wesen und ihrer Eigenart. Charaktere und Verhältnisse sind der Heimat des Dichters entnommen; doch bietet er keine idealisierten Bilder, sondern streng realistische. Ja manchmal sucht er die Schattenseiten seines Volkes geradezu auf, oder er lässt sie sogar stärker hervortreten, als es durch die Wirklichkeit gerechtfertigt ist. Zu

weit ausgesponnene Reflexionen und zu breit gerathene Schilderungen legen sich mitunter störend in den Fortschritt der Handlung. Anderes in der Entwicklung ist hingegen zu sehr überhastet, zu wenig innerlich begründet. Aber im ganzen fühlt man sich bei der Lectüre dieser Erzählungen doch durch den geschickten Aufbau und die treffende Darstellung, durch den gesunden Sinn, der nirgends an sittlich Bedenkliches auch nur streift, und den glücklichen Humor, der überall sprüht, in hohem Maße angezogen und befriedigt. Die schönste von allen Erzählungen ist wohl „Else", eine poesieerfüllte Geschichte aus der Zeit des Mongolensturmes, die sinnige Deutung einer alten Volksüberlieferung.

Als diese Erzählung im Jahre 1887 entstand, war Albert auch schon mit zwei Dramen hervorgetreten, dem historischen Schauspiel „Die Flandrer am Alt" (Leipzig, Wigand 1883) und dem Trauerspiele „Harteneck" (Wien, Graeser 1886). Das erstere handelt von der Einwanderung der Sachsen (Flandrer) im 12. Jahrhundert nach Siebenbürgen, der Zurückdrängung der Kumanen und der Cultivierung des Landes durch die deutschen Ansiedler, wobei das Geschichtliche übrigens nur im allgemeinen festgehalten und mit erdichteten (auch märchenhaften) Zügen versetzt wird. Man mag vielleicht die Handlung des Stückes zu einfach, den Dialog bisweilen zu breit, die Charakteristik nicht immer ausreichend und zutreffend finden, aber gewiss ist das Drama reich an poetischem Gehalte, und Vers und Sprache weiß der Dichter trefflich zu handhaben. Der Eindruck, den „Die Flandrer am Alt" auf Alberts siebenbürgische Volksgenossen hervorbrachten, war ein mächtiger, nicht bloß der erwähnten Vorzüge halber, sondern auch weil sie in dem Drama ihr eigenstes Denken, Fühlen, Wollen ausgesprochen fanden. Die Idee des Ganzen:

„Dem König Treue ohne Wank und Wandel,
Dem Land, zu dessen Schutz er uns berufen,
Dem Land, dem Boden Treue immerdar!
Und Treue immerdar dem eigenen Volke,
So lang es Gott lässt dauern hier im Lande!"

— diese Idee ist aus dem Innersten des Sachsenvolkes hervorgeholt. Das Stück wurde darum auch in der Woche des sächsischen Einwanderungsjubiläums (1884) in Hermannstadt etlichemale gegeben und auch in anderen sächsischen Städten mit großem Beifalle aufgeführt.

Die Tragödie „Harteneck" erfreut sich in Siebenbürgen nicht jener Volksthümlichkeit wie „Die Flandrer am Alt", doch steht sie, wie ich meine, künstlerisch höher als die „Flandrer". Sie führt uns in die Zeit des Überganges Siebenbürgens unter die österreichische Herrschaft und der sich in dem Lande daran schließenden Parteikämpfe, in das Jahr 1703. In dem Mittelpunkte erscheint der Sachsengraf Harteneck, ein Mann von weitschauendem Blicke, fortschrittlicher Gesinnung, reichen Kenntnissen, energischem Wollen und Können, vor allem aber ein Mann von unerschütterlicher Treue gegen den Kaiser, zu der ihn nicht bloß die Stimme seiner sächsischen Nationsgenossen, sondern auch seine eigene, klare Über-

zeugung drängt, welcher er auf dem Landtage mit den Worten Ausdruck gibt:

„Aus dieser Gruft des Elends reißt uns nur
Die Macht des kaiserlichen Armes noch."

Damit stößt er aber bei den Anhängern der alten Verfassung auf Widerstand, so dass sie ihn zu verderben suchen. Er fällt auch und nicht ohne Schuld. Diese liegt aber nicht in dem Hochverrathe, den ihm die Mehrheit der Stände ränkevoll zur Last legt, sondern darin, dass er als Gatte zu schwach und unvermögend gewesen ist, sein lasterhaftes, rachsüchtiges Weib von meuchelmörderischem Thun zurückzuhalten. Den Stoff zu seinem Trauerspiele nahm Albert aus Zieglauers actenmäßiger Monographie „Harteneck und die Parteikämpfe seiner Zeit". Doch zeigt sich seine Befähigung gerade in der Art, wie er mit diesem Stoffe umzugehen versteht. Weise trifft er die Auswahl in demselben, auseinanderliegende Momente werden zusammengeschlossen, Lücken und dunkle Stellen in der Überlieferung durch klare, bestimmte, glaubhafte Motive ersetzt, unpoetische Züge einer entsprechenden Änderung unterzogen. Die Handlung schreitet sicher und spannend vor, Charaktere und Zeitumstände treten bei knapper Zeichnung doch ins rechte Licht. Der düstere Ernst, der auf dem Ganzen lagert, findet in einigen Scenen voll Lieblichkeit und Wärme eine wohlthuende Milderung.

Die Quelle lyrischer Poesie sprudelte dem Dichter in seinem ganzen Leben. In früheren und späteren Tagen ließ er bald da, bald dort Gedichte dieser Gattung erscheinen. Vieles von seinen lyrischen Ergüssen hat sich noch ungedruckt in seinem Nachlasse vorgefunden und wird demnächst veröffentlicht werden. Darüber habe ich kein Urtheil. Aber alles, was wir an lyrischer Dichtung bisher von ihm kennen, ist durch Innigkeit und Sinnigkeit, durch Sauberkeit der Form und edle Sprache ausgezeichnet.

Das letzte Gedicht, das Albert drucken ließ, „Im März", brachte der „Siebenbürgische Volksfreund" in seiner Nummer vom 26. März 1893. Nachdem der Dichter in diesem Poem, das zu seinem Abschiedsgruße geworden ist, mit wenigen kurzen Strichen die Natur im Vorfrühlinge gezeichnet hat, lässt er seine Verse in die Worte ausklingen:

„Ich auch bin andachtsvoll und still,
Ein Kind mit lauschender Geberde —
Der Schöpfer ist's, der sprechen will,
Und seines Wortes harrt die Erde."

Wenige Wochen darauf hat der Schöpfer auch über den Dichter ein Wort gesprochen. Michael Albert ist dahingefahren, und auf sein frisches Grab hat der Frühling seine Erstlingsblüten gestreut. Unvergessen aber wird er bleiben, dieser lautere, feste Charakter, dieser begabte Dichter.

Bielitz.

Karl Reissenberger.



Österreichisch-Ungarische Dichterhalle.

Weihenacht.

Von Ambros Mayr.

Trient.

Im Frieden ruhen Berg und Thal,
Der Wald hält seine Arme kahl
Ins nordwindkalte Reich der Luft
Voll stillen Leids erhoben;
Im Froste starb die Sonnenglut,
Die Welle selbst im Bache ruht,
Der Farben Schmelz, der Blumen Duft
Ist ringsumher zerstoben.

Kein Wunder, dass in Kummer tief
Die Menschheit nach dem Heiland rief,
Und Jammer der Verlassenheit
In jedes Herz gedrungen.
Und sieh, der Leidentilger kam,
Es wich der trostberaubte Gram,
Und jubelnd ist in dunkler Zeit
Das „Gloria!“ erklungen.



Gedichte von Jaroslav Vrchlický.

Aus dem Czechischen übersetzt von Edmund Grün.

Karolinenthal-Prag.

Stille Liebe.

Was in meinem Herzen schlummert,
Nie ein Wort geb' davon Kunde;
G'nug des, was mein Aug', mein Antlitz
Spricht in glückerfüllter Stunde.

Wild erbrausend wirft die Welle
An das Ufer Muscheln leere;
Auf dem Grund nur echte Perlen
Ruhn, im Herzen wie im Meere!

Myrte und Cypresse.

Höchstes ist unser — glücklich ja sind wir!
Die Myrte nimm, lass die Cypresse mir.

Wer Sonne wollte, nach dem Kampfe gern
Begnügt er sich auch mit dem kleinsten Stern.

Die Myrte nimm, lass die Cypresse mir,
Dass sie auf Gräbern wächst, wer kann dafür?

Ihr banges Rauschen bringt vielleicht zurück
Ruh' meiner Seel' und Deinen Träumen Glück.

Dann glüht gewiss mein Grab in Rosenschein,
Wenn Du nur glücklich wirst auf Erden sein!

Die Fichte.

Die alte Fichte hundertjährig!
In Haufen wächst um ihre
Halbmorschen Zweige Moos, mit Rissen
Ihr Stamm vom Blitz gezeichnet.
Ich habe sie gesehn, wie drohend
Gleich schwarzer Fahne in der Sonne
Sie stand, sah sie dann wieder,
Wie der Mond aufgieng
Und ihre Kron' mit seinem
Magischen Licht besäete.
Der alte Stamm erbebte,
Im blauen Lichte
Wieget er lächelnd seine morschen Zweige,
In deren Schoße Sterne ruhn im nächtlich
Geheimnisvollen Dunkel.
Mir däucht, dass aus der Tiefe
Des Stammes ein Seufzer dringe,
Und dass durch ihn von Wurzel bis zum Wipfel
Ein Zittern gehe wie Regung wilden Sehnens,
Neu jung zu sein . . .

O Herz! Wo
Ist Deine Luna, die mit magischem Lichte
Dich weckt? O, sag', ist es die Liebe,
Ist es der unlöschbare Strahl der Künste,
Oder seid Ihr es, glühende
Erinnerungen, Ihr Thränen, stromweis stürzend,

Ihr Leiden und Ihr Klagen
Nach ungenoss'ner Jugend, die Ihr alle
Einstürmet, ach! doch immer unbefriedigt,
In stille Nacht des Herzens? . . .

Nur eine Weile noch.

Die Kinder bitten: Nur noch eine Weile!
Wenn sie vom Spiel sich müssen wegbegeben;
Ein Fluch ist's, dass die Zeit vergeht in Eile
Und immer weiter pickt der Vogel Leben.

Nur eine Weile noch! Verliebte sagen,
Die in Umarmung ruhen Mund am Munde,
Dem bleichen Mond Schmerz ihrer Sehnsucht klagen,
Wenn sie zur Trennung mahnt die Abschiedsstunde.

Nur eine Weil' noch! Weder Spiel noch Lieben!
Wir rufen: Nur noch eine Weile Leben!
Wenn weiß das Haar, mit Furchen Stirn beschrieben,
Das Herz muss im Gefühl, dass alles aus, erbeben.

Was soll die Weil'? Ein Nichts im Zeitenfluge!
Wir fluchten ja bisher dem Lebenspfade:
Was soll sie uns? Sie zwingt zum Selbstbetruge,
Die allerschönste wäre sie gerade!

Treppen.

Die einen zum Palaste führen,
Teppichbelegt, und Statuen
Aus Marmor ihre Brüstung zieren.

Im Bürgerhause sind die zweiten,
Die schmucklos und aus Sandstein nur
Geschaffen auf zur Höhe leiten.

Und andre machen uns erschauern:
Unendlich steil, schlecht, ausgewetzt,
Voll Feuchtigkeit um sie die Mauern!

Doch ein Gedanke, ob ich gehe
Welch Treppe immer, fasst mich stets,
Bereitet meinem Herzen Wehe:

Dass klagend über all die Stiegen,
Voll Leid, das Aug' von Thränen schwer,
Die oft im Leben nicht versiegen,

Dass, ob sie größte Pracht auch bergen,
Ob finster, über alle dennoch
Man Todte niederträgt in Särgen.

Den Sternen.

Gold'ne Sterne, ach vergebens
Sehn' ich mich nach Eurem Licht!
Stirbt der Morgen meines Lebens,
Nach dem Abend frag' ich nicht.

Weiß, dass nicht dem Menschen gönnt Ihr
Zu versteh'n, was Sternschein lehrt,
Aber eins doch, Sterne, könnt Ihr:
Meinen großen Fall verklärt!



Kindesbitte.

Von Franz Kranewitter.

Innsbruck.

Liebes Christkind, o verzeihe,
Dass ich Dir noch nicht kann schreiben,
Doch aufs Jahr, da will gewisslich
Ich's mit allem Fleiß betreiben!
Schick' mir gütig Ross und Wagen,
Auch ein Körbchen süßer Feigen,
Schick' die Mutter her vom Himmel,
Dass ich ihr kann alles zeigen!
Bist ja selbst ein frommes Knäblein,
Hast gewiss recht lieb die Deine,
Und ich möcht' so gern noch einmal
Innig küssen auch die meine!

Martin Brandt.

Schauspiel in vier Aufzügen von **Stephan Milow.**

Görz.

(Fortsetzung.)

Zweiter Aufzug.

Bibliothekzimmer bei Gustav von Wellborn mit Thüren an den Seiten und hinten. Entsprechende Einrichtung. An einer Seite Bücherschränke.

1. Scene.

Johanna. Dann der **Bediente Anton.** Später **Leonie.** Zuletzt **Rittmeister Graf Sternstein.**

Johanna (tritt von rechts ein und nimmt aus einem Schranke ein Buch). In der Noth sucht man seine Freunde auf. Wie wenig hab' ich in der letzten Zeit gelesen! Da trieb ich mich lieber draußen umher! Doch jetzt! Es wird mir stündlich banger ums Herz! Der Vater zürnt, und Onkel Arthur weicht mir sichtlich aus, wenn er mir auch manches gute Wort gibt. Soll das etwa heißen: Ich beklage Dich, aber ich kann Dir nicht helfen?

Anton (tritt von hinten ein). Gnädiges Fräulein, alles Suchen umsonst. Der schöne Kröpfer-Tauber und die La Flêche-Henne verschwunden. Aber ein Häuflein Federn, das ich im Hühnerhofe gefunden, klärt alles auf. Das war ein Stücklein des Geierpaares, das schon die längste Zeit da oben herumpfeift. Nun, den beiden soll das Handwerk gründlich gelegt werden. Ich hab' es dem Jäger schon gesagt, er muss sie schleunig vors Rohr kriegen.

Johanna. Nein! Lasst sie!

Anton. Das sagen S i e, gnädiges Fräulein? Sollen denn die lieben Thierchen, die Sie so gern gehegt und gepflegt, eines nach dem anderen zerfleischt werden?

Johanna. Das darf freilich nicht sein. Aber kann man die Geier nicht verscheuchen?

Anton. Verscheuchen? Wie das? Das freche Gezücht lässt nicht ab, solange es noch etwas zu holen gibt.

Johanna. Macht denn, was Euch gut dünkt.

Anton. Ans Hofthor sollen sie genagelt werden. (Nach einer Pause, zutraulich.) Kann mir's wohl denken, warum Sie plötzlich alles andere vergessen. Erst wenn man sich von jemand trennen muss, merkt man oft, wie lieb man ihn hat. (Da Johanna nicht antwortet.) Die Nachricht, dass Herr Brandt fortgeht, ist auch in die Fabrik wie eine Bombe gefallen. Die Leute wollen's gar nicht glauben.

Johanna (aufmerksam). Haben sie ihn gern?

Anton. Und wie! Ein so stiller Mensch und es den anderen so anzuthun!

Johanna. Ist er denn nicht unentbehrlich?

Anton. So fragen manche. Aber darauf hat der gnädige Herr schon die Antwort gegeben.

Johanna (gedankenverloren). Ja, ja! Schon gut, Anton! (Anton rückwärts ab.)

Johanna (allein). Muss er fort? Gibt's da keine Hilfe? — O welch ein Wandel! Ich drängte selbst zur Entscheidung, und jetzt wär' ich schon glücklich, wenn es nur wieder wie früher sein könnte.

Leonie (tritt von rechts ein und geht auf Johanna zu). Da find' ich Dich! Unbesonnenes Mädchen, welchen Kummer Du uns bereitest! Freilich, Dein Vater konnte sich nie viel mit Dir beschäftigen, und Deine zweite Mutter gilt Dir nichts, so gut sie es mit Dir meint. Da sinnt man unablässig, baut an der Zukunft, und dann soll alles durch eine einzige Thorheit zunichte gemacht sein! Ich wollte mit Dir hinaus aus dieser Enge —

Johanna. Aus welcher Enge? Bin ich hier nicht frei und glücklich?

Leonie. Weil Du in Feld und Flur umherlaufen kannst? Ich meine die Enge der Verhältnisse, der nüchternen, nur von ihrer Tagesarbeit beherrschten Menschen.

Johanna. Ist das nicht ein ungerechtes Wort? Und kenn' ich es denn anders? Meine Eltern und Voreltern waren ja auch so zufrieden.

Leonie. Nein! Sie arbeiteten und mühten sich nur, um hinauf zu kommen. Weißt Du, wie viel sie in ihrem Leben als harten Zwang empfanden? Und Dein Vater! Über ihn kannst Du Dich doch nicht täuschen. Er wird Dich nur einem Manne von Stande geben, der Dir eine schöne Position in der Gesellschaft bieten kann. (Da Johanna ernst zuboden sieht.) Nun ja, dafür hast Du kein Gefühl.

Johanna. Und ist das so sträflich, Mutter?

Leonie. Ein Schmerz ist's für Deine Eltern, die so gern etwas aus Dir machten. Du dächtest auch gewiss nicht so, wenn Du Dich nicht in den Menschen vergafft hättest. Das ist alles. Ich frage mich nun, warum sah ich nicht voraus, was da gekommen? Aber Dein Köpfchen wird ja wohl noch zurechtzusetzen sein. An so etwas hängt man nicht gleich sein Schicksal. — Sei ein gutes, folgsames Kind und überlasse die Sorge für Deine Zukunft Deinen Eltern! (Pause.) Nun, schweigst Du?

Johanna. Was kann ich Dir antworten, da mir das Wort fehlt, das Du von mir erwartest?

Leonie. Das heißt, mein Püppchen beharrt auf seinem Sinn?

Johanna. Mutter, ich fordere ja nichts, ich versuch' es nicht, Dich für mich zu gewinnen; so gib auch Du mich frei und dringe nicht in mein Innerstes!

Anton (erscheint hinten in der Thür). Graf Sternstein!

Johanna. Du erlaubst, dass ich mich entferne.

Leonie (winkt Anton zustimmend, worauf er abgeht. Dann zu Johanna, befehlend). Nein! Du begrüßest ihn. Später magst Du gehen.

Sternstein (tritt ein, Leonie die Hand küssend). Verzeihen Sie, dass ich schon so früh — (Sich vor Johanna verneigend.) Ah, ich treffe auch das

Fräulein! Ein seltenes Glück! (Sie fixierend.) Aber wie ernst! Was gab es? Stürme?

Leonie (während sie den anderen deutet, sich niederzusetzen. Für sich). Sollte er es schon wissen? (Alle setzen sich. Laut.) Vielleicht. Aber hoffentlich war es nur ein Frühlingsgewitter, dem bald wieder ein heiterer Himmel folgt.

Sternstein (blickt abwechselnd Leonie und Johanna an). Also wahr? wahr? (Leonie macht eine Geberde des Unwillens gegen Johanna.)

Johanna. Was denn?

Sternstein. O, Sie blicken ja immer gnadenloser! Verdien' ich nicht mehr Milde? Ein so anhängliches Herz!

Johanna. Haha!

Sternstein. Daran können Sie doch nicht zweifeln.

Johanna. Ich habe nie darüber gegrübelt.

Sternstein. Das heißt, es ist Ihnen gleichgiltig. Recht schlimm für mich. Aber wenn ich schon Ihren Puls nicht in schnellere Bewegung versetzen konnte, so thun Sie mir doch nicht gar zu wehe! Diese Geschichte!

Johanna (unwillig). Mutter, muss ich noch bleiben?

Leonie. Ja. (Zu Sternstein.) Reden Sie ihr nur ein bisschen Vernunft ein!

Sternstein (für sich). Warte, Dir setz' ich zu! (Laut.) Es ist ja nicht einerlei, wem man weicht. Wie konnten Sie so abschweifen?

Johanna. Herr Graf!

Sternstein. Erzürnen Sie sich nicht! Es sei mir ferne, einem braven, strebsamen Manne etwas anzuhaben. Ich meine nur, wenn es einen unlöslichen Lebensbund gilt, so sollte die Welt, aus der wir wählen, für uns vorweg eine bestimmt umgrenzte sein. Was außerhalb liegt, zählt nicht.

Johanna. Sagen Sie das nur vor allem sich selbst! Ich zähle für Sie nicht.

Sternstein. Finden Sie? Da hätten wir beide einen Irrthum begangen. Nun, ich will mich zu corrigieren trachten. Thun Sie es auch! Nehmen Sie zum mindesten meine Freundschaft, meinen Rath an! Sie sind ja ein ganz prächtiges Mädchen, lebendig, heiter, nicht ohne Schwung, nur ist Ihr Schwung irregeleitet. Betrüben Sie uns nicht, weisen Sie die Hand von sich, die sich da unversehens nach Ihnen ausstreckt —

Johanna. Still! Still! (Springt im höchsten Zorn auf und fährt mit gestreckten Armen und Fingern auf Sternstein zu; hält aber plötzlich ein.) Nein! Ihnen möchte ich nicht einmal die Augen auskratzen. (Wendet sich rasch und eilt fort.)

Leonie. Der ungeberdige Wildfang!

Sternstein (aufstehend). Ja, sie hat Schwung. Da hätte es fast ein Attentat gegeben. Aber so etwas kommt jedem besser vor der Hochzeit als nachher. Es soll mir nur heilsam sein. Ich weiß nun gründlich, woran ich bin.

Leonie (ist auch aufgestanden). Ich sehe, man hat Ihnen schon alles hinterbracht. Mein Gott, wie das gleich von Mund zu Mund läuft! Es ist mir recht peinlich.

Sternstein. Mir auch. Und das bringt in mir einen schon lang gehegten Entschluss zur Reife. Ich nehme einen Urlaub.

Leonie. Sie verlassen uns?

Sternstein. Ja. Wahrscheinlich schon morgen.

Leonie. Betrachten Sie die Sache nicht gar zu verzweifelt?

Sternstein. Es kommt noch manches andere dazu. Verlorene Wetten, Unglück mit Pferden und dergleichen. Ich kann nun einmal mit dem Gelde nicht umgehen. Aber ich bin unschuldig. Das ist erbliche Belastung. Auch bei meinen Voreltern war es so. Nur mein älterer Bruder, der Regierer unseres Hauses, macht eine Ausnahme. Zu dem geh' ich, um mich mit ihm auseinanderzusetzen. Er wird mir wohl beispringen.

Leonie. Ich wage Ihnen nichts mehr einzuwenden. Aber Sie kehren doch wieder zurück?

Sternstein. Je nachdem. Das wird von Umständen abhängen. — Sie erlauben, dass ich Abschied nehme. Ich habe, ehe ich aufbreche, noch viel zu thun.

Leonie (reicht ihm die Hand). Lieber Graf, ich hoffe, Ihr Missmuth kehrt sich nicht auch gegen mich.

Sternstein. Missmuth? Und gegen Sie? (Ihre Hand küssend.) O, Ihre Huld hat mich allezeit nur beschämt. Empfehlen Sie mich dem Fräulein, da sie mir selbst gar keine Zeit dazu ließ! Den Herrn Gemahl will ich in seinem Bureau aufsuchen. (Geht rückwärts ab.)

Leonie (allein). Eine Überraschung nach der anderen! Es bleibt kein Zweifel, das ist ein Bruch mit uns. Freilich, seine Bewerbung um Johanna war schon ziemlich offenkundig. Und wenn ich mir's nur selbst gestehen will: ich gab ihm zuerst diesen Gedanken ein und machte ihm Hoffnungen. War das unbedacht? Hätte ich mich früher des Mädchens versichern sollen? Dass sich das aber auch so verwickeln konnte! Verwünscht! Verwünscht!

2. Scene.

Leonie. Gustav von Wellborn (tritt von hinten ein). Dann **Arthur von Wellborn.**

Gustav. Der Graf reist ja Knall und Fall. Bin ihm soeben begegnet.

Leonie. Du erräthst wohl, warum er reist. Dieser Bettlerssohn —

Gustav. Hat ihm unser Haus verleidet. Gewiss. Aber er verschwindet vor allem, weil er muss. Weißt Du's noch nicht? Schon ist die ganze Stadt voll davon: er steckt in Schulden.

Leonie. Die wir aber doch bezahlen könnten.

Gustav. Nein, das könnten wir nicht.

Leonie. So?

Gustav. Du sprichst nicht gern von Geschäften; allein es muss Dir gesagt sein: wir haben selbst genug Schulden.

Leonie. Bei unserem Vermögen?

Gustav. Unser Vermögen ist allerdings groß; aber —

Leonie. Aber?

Gustav. Wir geben zu viel aus.

Leonie. Welche Enthüllungen!

Gustav. Du hast kostspielige Passionen. Sie erforderten mehr, als ich voraussah. Trotzdem wollte ich Dich darin nicht beschränken. Jetzt aber rufe ich Dir ein Halt zu. Ich bin Dir bis hierher gefolgt: weiter kann ich nicht. Friedrich Brandt passt mir ebensowenig wie Dir; Sternstein ist mir jedoch auch nicht recht. Seit ich klar sehe, wie es mit ihm steht, bin ich gegen ihn gänzlich abgekühlt. Wenn ich recht nüchtern reden wollte, sagte ich: in diesem Augenblicke wäre mir vor allem ein reicher Freier sehr willkommen; dagegen bin ich nicht aufgelegt, die Vornehmheit meines Schwiegersohnes mit theuerem Gelde zu erkaufen. Es wäre schließlich auch zu thöricht. Lassen wir also den Grafen ziehen! Er mag zusehen, wie er sich über Wasser erhält. Ich habe jetzt ganz andere Schmerzen.

Leonie. Das ist ja schrecklich! Und ich hätte es verschuldet? Ich bin ganz betäubt! — Wie werd' ich es denn noch büßen müssen? Was bedeutet noch alles das Halt, das Du mir gebietest?

Gustav. Erhitze Dich nicht! Von der Erfindung des jungen Brandt erwarte ich eine bedeutende Vermehrung unserer Einkünfte. Da bietet sich die Aussicht, bald wieder ins Gleichgewicht zu kommen. Darum ist mir dieser Zwischenfall mit Johanna doppelt verdrießlich. Der Mann wird kaum zu ersetzen sein. Will ich es auch an meiner Mühe nicht fehlen lassen, es gibt gerade jetzt eine erdrückende Arbeitsfülle, und ich verliere ihn sehr schwer. Zudem habe ich Feinde. Die werden gewiss nicht ruhen, ihn gegen mich aufzustacheln. Nun, vor allem gilt's, zu sparen. Du wirst bis auf weiteres Deinen Haushalt bescheidener einrichten.

Leonie (erregt auf- und abgehend). Nein, nein! Das ist ja nicht zu fassen. — Um Gott, zu welchem Leben in diesem abgeschiedenen Weltwinkel bin ich denn verdammt, wenn mir nicht einmal mehr das gewohnte Vergnügen bleibt? Wen seh' ich hier? Mit wem hab' ich Umgang? Nimmst Du mir nun auch noch, was mich diese Öde doch einigermaßen weniger empfinden ließ?

Gustav. Diese Öde? Ich bin recht betroffen, dies zu erfahren. Du wusstest ja doch, was Dich an meiner Seite erwartete. Und durftest Du meine Mittel für unerschöpflich halten? Dass Dir nun die Einschränkung ein so großes Opfer ist, beklag' ich; aber ich muss es von Dir fordern. Hab' ich doch auch an meinen Bruder zu denken! Er ist Mitbesitzer unserer Fabrik, und wenngleich er mir stets in allem freie Hand ließ, so hat das natürlich seine Grenze. Ja ich glaube, es wäre jetzt schon meine Pflicht, ihn in die Lage der Dinge einzuweihen.

Leonie. Thu's nur, wenn ich dabei auch recht übel wegkomme! Das wird sein Verhältnis zu mir nicht verbessern. Er ist mir ohnedies genug abgeneigt.

Gustav. Das bildest Du Dir ein.

Leonie. O, ich täusche mich nicht. Er hat gegen mich so eine eigene Art —

Gustav. Ich aber weiß, dass er gewiss mit aller Welt gern im Frieden lebt. Sei nur Du gegen ihn unbefangen, freundlich! Leonie, ich bitte Dich, mache all das Ärgernis und die Verwirrung um mich nicht noch größer!

Leonie. Ich und wieder ich! Ich sehe, ich gebe Dir viel Anstoß.

Gustav. Verzeihe, wenn ich Dich nicht allzu zart anfasse! Stürmt doch plötzlich so viel auf mich herein. Wen risse da nicht der Unmuth fort!

Arthur (tritt rückwärts ein). Gustav, es ist Zeit für unsere Fahrt ins Städtchen. Aber ich störe vielleicht?

Gustav. Nicht doch. Machen wir uns auf!

Arthur (Leonie betrachtend). Du glühst ja ordentlich, Schwägerin.

Leonie. Nun, es geschieht manches im Hause, was einen in Aufruhr versetzen kann.

Arthur. Ah, ich verstehe! An mir hat's auch ganz tüchtig gerüttelt. Es geht eben im Leben nicht immer so, wie sich's verwöhnte Glückskinder wünschen.

Leonie. Soll das eine Zurechtweisung sein?

Arthur. Durchaus nicht. Verwöhnte Glückskinder sind wir ja beide. Wir verstehen es nicht, uns zu sorgen. Da wir's nun müssen, empfinden wir's doppelt, nur vielleicht jedes in anderer Weise.

Leonie. Natürlich, weil wir so verschieden sind. Wie könnte ich auch noch hoffen, mit Dir eine Übereinstimmung zu finden!

Arthur. O, eine solche Übereinstimmung hätte nur ich anzustreben! Ich gewänne dabei am meisten.

Leonie. Du bist recht aufgeräumt und spottlustig.

Arthur. Spottlustig! Verkenne mich nicht so!

Gustav. Was verziehen wir so lang? Komm, Arthur!

Arthur. Also Adieu! Und keinen Groll, Schwägerin! (Gustav und Arthur rückwärts ab.)

Leonie. Das wird ja ganz unerträglich! (Rechts ab.)

Verwandlung.

Ärmlich eingerichtetes Zimmer bei Martin Brandt. Thüren rückwärts und seitwärts.

1. Scene.

Martin Brandt und **Friedrich Brandt** (treten rückwärts ein). Dann **Agent Schwebel.** Später die **Werkmeister Straube** und **Ohlsen.** Zuletzt **Johanna.**

Martin. Da stehen wir nun, Fritz! Was haben mir die Leute immer von Dir gesagt? „Der wird seinen Weg machen!" Sieht der Weg so aus? Aber Du musst dran. Dein Recht vertheidigst Du, kost' es, was es wolle.

Friedrich. Nicht so, Vater! Wenn es zum erbitterten Kampf käme, der keine Umkehr zulässt, ob Du nicht der erste wärst, der es bereute? Oder kenn' ich Dich nicht? Bis nun hast Du mich's wahrhaftig nicht gelehrt, im Leben den Rauhen und Trotzigen herauszukehren.

Martin. Nein; aber Dir ward zu arg mitgespielt. Da muss sich das Innerste empören.

Friedrich. Und glaubst Du, in mir kocht es nicht genug? Das ist das Verzweifelte meiner Lage, dass ich das eine wie das andere regungslos über mich ergehen lassen muss.

Martin. O, hätt' ich mit Dir ewig diesen Ort gemieden!

Friedrich. Freilich, freilich. Jetzt bleibt uns nichts anderes mehr übrig, als die Vergangenheit auszustreichen mit allem, was sie in sich schließt.

Schwebel (tritt rückwärts langsam forschend ein). Darf ich mir erlauben? (Macht Bücklinge.) Sie kennen mich doch?

Friedrich. O gewiss, Herr Schwebel! Sie haben mir einst Ihre Dienste angeboten.

Schwebel. Und biete sie wieder an. Habe gehört, habe alles gehört.

Friedrich. So schnell?

Schwebel. O, Schnelligkeit muss eine meiner ersten Tugenden sein! Ich horche überall hin. Nicht, wo man gerufen wird, sondern wo man flugs selbst eingreift, hat man die lohnendsten Erfolge. Und so ein Fall! Aber ist Herr Wellborn von Sinnen? Wie konnte er sich mit Ihnen entzweien? Sie sind also mit ihm im Process?

Friedrich. Im Process? Weshalb?

Schwebel. Nun, Sie werden doch nicht — Herr Brandt, ich weiß von allem! — Sie werden doch nicht Ihre Erfindung dem Manne so gutwillig überlassen, der —

Friedrich (unterbrechend). Gutwillig überlassen oder im Stiche lassen, das kommt auf eins hinaus.

Schwebel. Im Stiche lassen! Das wäre ja ganz unverantwortlich. Das dürfen Sie nicht. Ein guter Gedanke ist ein Capital. Wer die erste feuerfeste Casse verfertigte, dem lag auch schon der Schatz darinnen, der hinein gehört.

Friedrich. Richtig! Und doch — wie können Sie als praktischer Mann eins vergessen? Um ein streitiges Recht auszufechten, dazu braucht man vor allem Geld.

Schwebel. Ist's nur das? O, wie unerfahren Sie sind! Geld! Hat man's nicht, so nimmt man's, wo sich's bietet, und wem die Menschen etwas Besonderes zutrauen, auf den setzen sie gern wie auf eine Glücksnummer.

Friedrich. So eine Glücksnummer bin ich aber gewiss nicht, Herr Schwebel.

Schwebel. Sie sind's, wenn Sie's nur selber glauben; wenn Sie sich nur rühren, um aus sich etwas zu machen. Das ist's, was Sie noch lernen müssen.

Friedrich. Mag schon sein. Will es darin weiter zu bringen trachten.

Schwebel. Aber freilich, wozu ist denn unsereiner da? Wir wären ja ganz überflüssig, wenn sich Leute wie Sie selbst helfen könnten. Folgen Sie mir nur hübsch! Ich stehe in der Strömung, ich sehe, wie der flotte Schwimmer obenauf ist, während der zaghafte, bedächtige

untersinkt. Das Leben will Beweglichkeit, und wer den Kampf verschmäht, verdient auch den Preis nicht. Armut ist oft nichts anderes als Muthlosigkeit oder Stolz. Man muss Stöße austheilen und zugreifen können. „Platz da! Ich bin auch einer! Das kann ich, das will ich, das muss mein sein!" Und besser, man nimmt den Mund mit einem Wörtlein zu voll, als man hält sich still. Wie manchen kannte ich, der durch Eigenlob vollauf ersetzte, was ihm an Eigenwert abgieng!

Friedrich. Das sind wahrhaft goldene Lehren.

Schwebel. Doch zur Sache. Sie dürften mir ja ohneweiters die Thür weisen, wenn ich Ihnen nur mit guten Lehren käme. Ich bringe Bestimmteres. Also hören Sie! Zunächst bietet Ihnen die Firma Lenk die Directorsstelle in ihrer Fabrik an, nach einem Probejahre mit steigendem Gehalte, der der weiteren Vereinbarung vorbehalten bleibt. Ferner ist sie bereit, Ihnen, falls sich Ihre Erfindung bewährt und Sie sie ihr, natürlich nur ihr, zur Ausnützung überlassen, vom Reingewinne des Geschäftes einen Procentsatz zuzugestehen, der Sie gewiss befriedigen wird. Was Sie aber etwa noch mit der Firma „Brüder Wellborn" auszutragen haben, das führt die Firma Lenk ganz auf ihre eigenen Kosten durch, wohlgemerkt, auf ihre eigenen Kosten, wenn Sie die zwei ersten Punkte annehmen. Was sagen Sie dazu? He? Glauben Sie nun, dass Sie manche für eine Glücksnummer halten?

Friedrich. In der That, ich bin ganz erstaunt. Das klingt höchst verlockend. Ich meinte Sie vorhin mit meinem Einwande auf die sicherste Weise stumm zu machen und sehe nun, dass ich Ihnen erst die rechte Waffe in die Hand gegeben. Trotzdem —

Martin (lebhaft). Nimm's an, Fritz! Damit gibst Du die rechte Antwort auf den Fußtritt, den man Dir versetzte.

Schwebel. Wer sagte da Nein? Und wie wir den Wellborn in die Klemme bringen! Ich will's Ihnen verrathen: es steht mit ihm keineswegs so glänzend, als es aussieht. Sind schon Zahlungsstockungen vorgekommen.

Martin. Wie kannst Du zögern? Hat er Dir nicht selbst höhnisch zugerufen, dass Du Dein Recht suchen magst? Und siehst Du, was Du bei anderen giltst! Nimm's an!

Friedrich. Vergissest Du schon wieder, was mich bindet?

Schwebel. Ah, ich ahne alles! Habe auch davon gehört. Das Fräulein — o die Jugend! Die Jugend!

Friedrich. Werden Sie nicht anzüglich! Das verbitte ich mir! Und Du, Vater, gieße nicht fortwährend Öl ins Feuer! Ich brauche Besänftigung.

Schwebel. Besänftigung bringt allein die Rache. Also zuerst die Rache, dann die Liebe. Und zur Liebe kommt die Gelegenheit gewiss noch oft. Einem Manne wie Ihnen kann es auch in diesem Punkte —

Friedrich. Herr Schwebel, kein Wort mehr!

Schwebel. Nichts für ungut! Aber folgen Sie uns erfahrenen Männern! Man lernt gewisse Dinge von Tag zu Tag nüchterner

betrachten. Sie müssen sich nicht gleich entscheiden. Überlegen Sie sich's noch. Ich will keine bestimmte Antwort —

Friedrich. Bestimmt und kurz: mit der Firma Wellborn fang' ich keinen Streit an, und so danke ich für den ehrenvollen Antrag.

Schwebel. Diese Antwort richte ich nicht zu schnell aus. Herr Brandt, Edelmuth ist eine schöne Sache; aber handelt es sich zwischen Ihnen und der Firma Wellborn nicht um ein Geschäft? Nun, ein Geschäft ist eben ein Geschäft, weil dabei nur Vernunft und Berechnung zu entscheiden haben. Das gilt auch unter Brüdern. Der Edelmuth wird da zum Widersinn, zum Verderber. Dergleichen darf man nicht aufkommen lassen. Und so ein Fall! Wie stolz wäre ich gewesen, hier einen Vertrag zustande zu bringen! Mit solchen Clienten hat man nicht alle Tage zu thun.

Friedrich. Es kann nun einmal nicht sein.

Schwebel. Aber ich nehm' es doch nicht als Ihr letztes Wort. Es ist ja jammerschade. Darf ich in einigen Tagen wieder anfragen?

Friedrich. Wäre ganz umsonst.

Schwebel. O die Jugend! Die Jugend! (Heimlich zu Martin, der in schmerzlichem Sinnen dasteht.) Darüber reden wir zwei noch ein Wörtlein! (Zu Friedrich.) Aber eins versprechen Sie mir: wenn Sie sich etwa doch anders besinnen sollten — ich sage sonst nichts, ich meine nur, das Müßigsein werden Sie nicht gar lang ertragen — also wenn, gesetzt den Fall, dann geht das nur durch mich, nicht wahr?

Friedrich. Gewiss. Ihr Eifer soll unvergessen bleiben. Und nun meinen Dank!

Schwebel. Das heißt, ich soll gehen? Verstehe. Noch einmal, nichts für ungut! Und Sie wissen, wo ich zu finden bin?

Friedrich (in steigender Ungeduld). Ja, ja.

Schwebel. Bin überhaupt zu allen Diensten bereit.

Friedrich. Zweifle nicht. Leben Sie wohl!

Schwebel. O die Jugend! Gehorsamster Diener! (Leise zu Martin.) Wir reden noch darüber. So etwas kann man nicht angehen lassen. (Mit Bücklingen rückwärts an der Thür.) Wäre mir eine große Freude, wenn ich eine so ausgezeichnete Kraft dem entsprechenden Wirkungskreise zurückgeben könnte. Gehorsamster Diener!

(Schwebel ab.)

Friedrich (nach einer Pause). Vater, mir ist, als sollte der geschwätzige Mann, der uns soeben verlassen, doch nicht umsonst hier gewesen sein! Er lenkt meine Gedanken wieder auf die Arbeit. Ja, es geht nicht an, dass ich meine Tage in müßigem Hinbrüten verbringe. Das muss wieder anders werden. — Dein Heimatsort ist Dir wohl sehr theuer?

Martin. Aber es knüpfen sich für mich daran auch gar bange Erinnerungen.

Friedrich. So zögest Du nicht gar zu schwer fort von hier?

Martin. War ich denn nicht, ehe Du mich wieder hierher zogst, durch so lange Jahre abwesend? Mir kann's gleich sein, wo ich mich zur Ruhe lege, und gehst Du, geh' auch ich gern.

Friedrich. So lass uns wieder aufbrechen! Mir wird es hier allgemach unerträglich. Wir sind im Städtchen zu bekannt. Dieses ewige Fragen! Diese rohe Neugierde und aufdringliche Theilnahme!

Martin. Und wolltest Du nicht in ihrer Nähe bleiben?

Friedrich. In ihrer Nähe! Ohne sie zu sprechen, ohne sie zu sehen! Habe ich nicht vor ihrem Vater unser Band gelöst?

Martin. Was also willst Du beginnen?

Friedrich. Das wird sich finden. Kam mir die Firma Lenk so entgegen, werden mir andere nicht die Thür verschließen. Ich will auch nicht zu wählerisch sein.

(Die Werkmeister Straube und Ohlsen treten im Arbeitergewande ein.)

Straube. Herr Director, ist's richtig! Sie verlassen uns?

Friedrich. Ja, lieber Straube!

Straube. Was ist denn wieder in unseren Herrn gefahren? Da möchte man doch gleich selbst alles liegen und stehen lassen!

Ohlsen (mit einer entsprechenden Geberde). O der! Hartköpfig ist er wie kein zweiter.

Straube. Da hast Du recht. Ich weiß das noch viel besser als Du; bin ich doch schon über zwanzig Jahre in der Fabrik. Die Arbeit versteht er, das muss man sagen; aber die Zeit versteht er nicht. Es ist jetzt nicht mehr wie einst. Heutzutage entlässt man nicht einmal den letzten Arbeiter nur so ohneweiters.

Friedrich. Ich habe selbst gekündigt.

Straube. Was bedeutet das? Er hat Sie ja doch dazu gebracht. An ihm war's, Sie anders zu behandeln.

Ohlsen. So ist's. Er hat kein Herz für die, die ihm dienen. Das merkt man an allem. Aber zeigen Sie ihm nur die Zähne! Er soll mit seinen Leuten nicht so umspringen!

Straube. Und gegen Sie brauchte er am wenigsten stolz zu sein; Ihnen sollte er gar nichts abschlagen.

Martin. Nicht wahr? Also auch Sie denken so.

Straube. Dabei geht uns der Fall viel mehr an, als sich einer vorstellen mag. Die kurze directorlose Zeit, ehe Sie in die Fabrik eintraten, ist uns noch in recht schlimmer Erinnerung. Was wurde uns da nicht alles aufgehalst! Er glaubt, wenn's sein muss, alles allein machen zu können; dann kommt's aber doch auf die anderen. Und die Unordnung und Hetze kann ich nicht leiden.

Ohlsen. Mit Ihnen dagegen hat sich's immer leicht gearbeitet.

Straube. Und welche Lust war es, als wir zusammen bei Ihren Versuchen hantierten! Da traf fast immer alles genau so ein, wie Sie's vorhersagten, dass ich gar nicht genug staunen konnte. Jeden Tag etwas Neues, jeden Tag etwas Besseres. Ja, das hat Sie bei mir erst in den rechten Respect gesetzt. Wissen Sie, sonst geb' ich auf die gelehrten Herren nicht gar zu viel. Die schreiben und rechnen oft ganze Bücher voll, ohne dass man davon einen Nutzen hat. Aber in Ihnen ist alles beisammen, die Schule und die Praxis und Findigkeit.

Friedrich. Mein guter Straube, ich hasche sonst wohl nicht nach Lob, aber von Ihnen hör' ich es gern. Und ich vergesse dabei nicht, wie sehr ich Ihnen zu Danke verpflichtet bin, nicht nur für so manchen Handgriff, den nur der Erfahrene kennt, sondern für viel mehr. Haben Sie es denn nicht gemerkt, wie ich oft, wenn Sie den Kopf schüttelten, auch bedenklich wurde und meinen Weg änderte? Gar so glatt, wie Sie es darstellen, ist es ja bei meinen Versuchen nicht hergegangen.

Straube. Ach was! Wenn es auch das eine- oder anderemal ein bisschen happerte, Sie wussten doch immer gleich Rath, bis wir's ganz heraus hatten. So fröhlich war ich nie dabei. Und jetzt gehen Sie!

Friedrich. Herr von Wellborn bedarf meiner Dienste nicht mehr.

Ohlsen. Und gibt Ihnen den Abschied. Den Teufel, wir lassen Sie nicht fort!

Friedrich. Doch, doch. Da lässt sich nichts thun, und ich will, ich muss fort.

Ohlsen. Damit sich der Wellborn ins Fäustchen lacht? Wehren Sie sich lieber! Wir halten's mit Ihnen und wollen ihm's auch zeigen. Der hat mit seiner Fabrik immer zu viel Glück gehabt.

Martin. Richtig! Richtig!

Ohlsen. Was kommt nicht anderwärts alles vor! Daran denkt er gar nicht, als ob wir nicht mit der Welt zusammenhiengen. Nun, er kann auch davon noch zu kosten kriegen. Unter uns gibt es genug Unzufriedene —

Friedrich. Die ja nichts Unüberlegtes thun sollen! Beruhigt Euch, meine Freunde! (Mit Bitterkeit.) Zieht aus meinem Schicksal lieber einen Trost und verkündet ihn weiter bis zu den untersten Arbeitern, die so gerne missmuthig die Fäuste ballen! Alle können nicht obenauf sein. Solange aber einer noch jemand über sich hat, muss er sich ducken, wenn ihm auch ein bisschen Unrecht geschieht. Dem Herrn Director geht's nicht besser als dem Kesselheizer. So will's die Einrichtung der Welt. Und nun danke ich Euch! Ihr seid in der Fabrik nothwendig.

Straube (Friedrich die Hand reichend). Es thut mir wahrhaftig leid.

Ohlsen (gleichfalls Friedrich die Hand reichend). Auch mir. So einer kommt nicht wieder.

Friedrich. Machen Sie mir nicht das Herz schwer! Nochmals Dank! Und wir reden ja nicht zum letztenmale miteinander. Ich komme schon noch Abschied nehmen.

Straube (zu Martin). Kann mir denken, wie's Ihnen zumuthe ist. Auch Ihretwegen bedaur' ich es. (Reicht Martin die Hand. Das Gleiche thut Ohlsen. Hierauf geleitet Friedrich Straube und Ohlsen zur Thür.)

Martin (zu dem zurückkehrenden Friedrich). Fritz, alle lieben Dich, alle haben für Dich Theilnahme, nur er, er —!

Friedrich (nach einem schweren Seufzer, abbrechend, im entschiedenen Tone). Also schnell fort von hier und wieder an die Arbeit!

Martin. Ich fürchte nur, Du kommst mit Deinen Gedanken doch nicht fort von hier und findest zum Arbeiten nicht die alte Lust.

Friedrich. Man muss es zum mindesten versuchen.

Martin. Du sagst das wieder so dumpf und kleinlaut, dass es mir ganz bange wird.

Friedrich (sich wieder gewaltsam sammelnd, mit eindringlicher Wärme). Nein, Vater, das soll es nicht! Wenn mich auch nichts anderes mehr in der Welt reizen könnte, das eine will ich nicht vergessen, dass ich noch Dich habe, und wollte meine Kraft erlahmen, so weiß ich's: ich darf mich schon Deinetwegen nicht aufgeben. Was hast Du für Dein Kind gethan! Und nun sollte ich verzweifeln? Sollte Dir nur trübe Augen zeigen? Nein! Nein! Das darf nicht sein. Ich muss mich aufraffen, muss wieder ein thätiger und, will's Gott, auch zufriedener, heiterer Mensch werden.

(Johanna tritt rückwärts ein.)

Martin. Sie — Fräulein?

Friedrich. Um des Himmels willen, wie konntest Du —

Johanna. Erschreckt Ihr beide über mich?

Friedrich. Bedenke meine Lage! Dein Vater wird mich des Wortbruches anklagen.

Johanna. Ich bin ja die Schuldige. Und ich weile nicht lange. Es trieb mich zu mächtig zu Euch. Warum werde ich so bedrängt? Man wollte mich mit dem Grafen vereinigen. Das ist nun wohl vorbei, aber mir war's doch wie eine Mahnung, Dir nur ja schnell zu sagen, dass Du auf mich bauen kannst und mich nichts je erschüttern wird.

Friedrich. O, mit welcher Seligkeit erfüllten mich Deine Worte, wenn — es anders wäre! Doch so — ob ich auch darüber zugrunde gehen müsste, ich vermag Dich nicht an mich zu knüpfen, wie mir die Waffe fehlt, um Dich zu kämpfen. Johanna, mach' es mir nicht allzu schwer!

Johanna. Du warst vielleicht zu rasch, und (zu Martin) auch Sie waren's.

Friedrich. Konnte ich anders, da mir Dein Vater so ätzend scharf entgegentrat? Ich pochte zögernd genug bei ihm an; er aber fertigte mich gleich ab wie einen frechen Eindringling in sein Haus, der sich seiner ganzen Nichtigkeit bewusst werden sollte. Wenn sich zwei so gegenüber stehen, ist keine Verständigung möglich.

Martin. Und als er ihn noch ausplünderte, musste ich überschäumen.

Johanna. Also gibt's nun Feindschaft und Krieg?

Friedrich. Nein, nur ein banges Scheiden.

Johanna. Wohin willst Du?

Friedrich. Noch weiß ich's selbst nicht; aber fort von hier muss ich.

Johanna. Mit Deinem Vater? Und für immer? (Friedrich nickt trübe.) Fritz, gib diesem Gedanken nicht Raum! Ich täusche mich nicht leichten Sinnes über das, was uns verhängt, und hab' in diesen kurzen Stunden gelernt, recht traurig zu sein; aber wenn ich auch den Weg zum Ziele nicht kenne, das fühl' ich: je größer die Noth, desto fester müssen wir in unserem Inneren mit aller Kraft zueinander streben.

Friedrich. Ich flehe Dich, habe mit mir Erbarmen! Du sprichst so, und ich muss Dir antworten: Lass hinter Dir versinken, was nicht zu retten ist, und bist Du stark, so sei es im Entsagen!

Johanna. Nein, ich will es im Glauben an unsere Zukunft sein, trotz allem Leid der Gegenwart! Ihr zieht fort; aber ich werde wissen, wo Ihr weilt, und in unseren Herzen bleiben wir vereint. So meine ich, wir legen noch zuletzt mit diesem Worte unsere Hände ineinander (reicht Friedrich die Hand): Was droht uns, was kann uns geschehen, da uns doch eines immer leicht sein wird: einander Treue zu halten?

Friedrich. O Du Herrliche! (Erfasst, von seiner Empfindung überwältigt, ihre beiden Hände, zieht sie an sich und blickt ihr innig ins Auge.) Ja, ja, treu bin ich Dir in alle Ewigkeit, und das kann mir keine Macht der Welt verwehren! (Johanna reicht auch Martin die Hand, welche dieser mit zitternder Bewegung ergreift, und geht rückwärts ab.) Ist das zu ertragen?

Martin (nach einer Pause). Mein Fritz, weh Dir! Weh uns! Du siehst's, da greifen die Fäden tief, und für ein jähes Losreißen ist es schier zu spät. (Neue Pause.) Wann wirst Du wieder ein thätiger, zufriedener Mensch sein?

Friedrich. Brechen wir vor allem auf, rasch, rasch! Und habe mit mir nur ein bisschen Geduld! Ich muss es erreichen. Habe mit mir nur ein bisschen Geduld! (Geht seitwärts ab.)

Martin (allein). Du Ärmster, vergebens beschwichtigst Du mich; Dir ist's trostlos zumuthe. Fluch dem, der das über Dich gebracht! — O, wüsstest Du, was schon Dein Großvater durch das Haus Wellborn erlitten! Ich habe Dir nie darüber geklagt, um Dir nicht das Herz zu verbittern; wenn ich Dir aber ins Gesicht schaue, mein' ich, Du hast all das Weh geerbt, es schläft Zeit Deines Lebens heimlich in Dir, und der derbe Stoß, den Du da gekriegt, weckt es nun furchtbar auf. (Nach einigem Nachsinnen.) Ich will noch das letzte versuchen. Verfolgt mich doch plötzlich selbst, was ich längst abgethan geglaubt, wie ein drohendes Gespenst, das neue Opfer will, und ich zittere voller Angst vor dem Kommenden. Also sei's! Zu Wellborn! Ich will zuerst in Güte zu ihm sprechen, und bleibt er taub, dann weiß ich, womit ich donnernd sein Gewissen aufrüttle! (Rückwärts ab.)

Der Vorhang fällt.



Für die Redaction verantwortlich: Franz Grünanger.

K. u. k. Hofbuchdruckerei Carl Fromme in Wien.